

Abgeordnetenhaus BERLIN

17. Wahlperiode

Plenar- und Ausschussdienst

Wortprotokoll

Öffentliche Sitzung

Ausschuss für Kulturelle Angelegenheiten

63. Sitzung

4. Januar 2016

Beginn: 14.06 Uhr
Schluss: 16.26 Uhr
Vorsitz: Frank Jahnke (SPD)

Vor Eintritt in die Tagesordnung

Siehe Beschlussprotokoll.

Punkt 1 der Tagesordnung

Aktuelle Viertelstunde

Siehe Inhaltsprotokoll.

Punkt 2 (neu) der Tagesordnung

Besprechung gemäß § 21 Abs. 3 GO Abghs 0213
Inklusion im Kulturbereich Kult
(auf Antrag der Fraktion der SPD und der Fraktion der CDU)

Hierzu: Anhörung

Vorsitzender Frank Jahnke: Ich begrüße unsere heutigen Gäste. In alphabetischer Reihenfolge sind dies Frau Bea Gellhorn von der Geschäftsführung der Online-Galerie für Insider Art, Berlin, Herr Christian Henniger von der BIM, Frau Gisela Höhe vom Theater Rambazamba und Frau Andrea Hofmann, Raumlabor Berlin, Initiative Haus der Statistik. Herzlich willkommen! – Zur Begründung des Besprechungsbedarfs durch die Fraktion der SPD – Frau Lange, bitte schön!

Brigitte Lange (SPD): Vielen Dank, Herr Vorsitzender! – Wir haben heute das Thema Inklusion auf der Tagesordnung, weil wir Kulturpolitiker wissen, dass Kunst und Kultur eine Brücke zwischen verschiedenen Lebenswelten sein können. Darum finden wir es besonders wichtig, dass wir heute über dieses Thema diskutieren. Viele Veranstaltungen zu diesem Thema haben gerade auch im letzten Jahr stattgefunden – z. B. bei der KNM im Oktober oder die Arbeitstagung der Staatlichen Museen in Berlin im Dezember –, die zeigen, dass dieses Thema ein zentrales ist.

Viele unserer Kultureinrichtungen nehmen das Thema Inklusion bereits sehr ernst und haben das auch in Handeln umgesetzt. Es gibt vom Senat zehn Leitlinien zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention. Sie soll bis zum Jahr 2020 umgesetzt werden. Wir möchten uns heute mit dieser Anhörung ein Bild davon machen, wie weit die Umsetzung bis jetzt schon gelungen ist und wie weit man im Berliner Kunst- und Kulturbereich mit baulichen Veränderungen, Anlagen für Hörbehinderte oder auch freiem Eintritt für Begleitpersonen und digitalen Möglichkeiten bereits ist. Wir wollen wissen: Wo gibt es Schwachstellen, und wo gibt es gelungene Beispiele? – Wir sind gespannt auf die Anhörung. – Vielen Dank!

Vorsitzender Frank Jahnke: Vielen Dank, Frau Lange! – Möchten Sie für die Fraktion der CDU ergänzen, Herr Schlede?

Stefan Schlede (CDU): Da ja auch Frau Höhne anwesend ist, die ich ausdrücklich herzlich mit begrüße, geht es auch um die Inklusion in Form eines inklusiven Theaters. Das war jetzt nicht primär der Hintergrund, aber das ist mit Sicherheit auch ein Teil der größeren Debatte Inklusion. – Schönen Dank, dass Sie da sind!

Vorsitzender Frank Jahnke: Danke! – Ich nehme an, dass ein Wortprotokoll gewünscht ist. – Gut! Jetzt noch etwas zu der Anhörungszeit: Normalerweise sind die Fraktionen gebeten, ihren Anzuhörenden fünf Minuten Redezeit als Richtschnur zu geben. Frau Gellhorn hat offenbar eine andere Auskunft erhalten und sich darum auf einen längeren Vortrag eingestellt. Ich werde also jetzt diese fünf Minuten bei Ihnen großzügiger handhaben, bitte aber die Fraktionen, künftig darauf zu achten, wenn sie Gäste einladen, dass fünf Minuten die Richtschnur sind. Dann treten wir jetzt in die Anhörung ein, und ich bitte Frau Gellhorn gleich um ihren Beitrag. – Bitte!

Bea Gellhorn (Geschäftsführung der Online-Galerie für Insider Art, Berlin): Vielen Dank! – Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich bedanke mich ganz herzlich für die Einladung und versuche, meinen Beitrag zu komprimieren, und steige ganz kurz damit ein: Was bedeutet eigentlich Insider Art? – Bildende Kunst von Künstlerinnen und Künstlern mit Behinderung wird landläufig immer noch als Outsider Art bezeichnet, also der Kunst von geistig behinderten und psychisch kranken Menschen gleichgesetzt. Zahlreiche Künstlerinnen und Künstler mit anderen Behinderungen aber, die akademisch gebildet oder hervorragende Autodidakten sind, werden durch diese Zuordnung immer noch stigmatisiert und abgewertet. „Insider Art“ engagiert sich seit mittlerweile zehn Jahren besonders für Künstlerinnen und Künstler, die sich nicht der Outsider Art zugehörig fühlen. Dieser Paradigmenwechsel ist in diesem Wort „Insider Art“ auch sehr deutlich.

Mittlerweile sind wir eine Institution geworden und bereits 2010 von der UNESCO-Kommission für Kultur und Bildung als besonders herausragendes inklusives Modellprojekt gewürdigt worden. Mittlerweile zählen wir ca. 17 000 Besucher pro Monat mit über 100 000 Aufrufen auf der Seite und bieten über 200 Künstlerinnen und Künstlern mit Behinderung aus ganz Deutschland erst mal das Wichtigste, was Künstlerinnen und Künstler brauchen, nämlich Sichtbarkeit.

Darüber hinaus ist sie natürlich Talente-Pool, Sprungbrett, Netzwerk und auch Verkaufsplattform, und sie gibt erstmals den Bedürfnissen und Anliegen dieser Künstler eine politische Stimme. Das heißt, in diesem Jahr waren wir aktiv an der Fortschreibung des nationalen Aktionsplanes der Bundesregierung 2.0 zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention beteiligt. Dabei war es mir besonders wichtig, dass erstmals der Kultur mehr Gewicht und Wertschätzung als verändernde Kraft hinsichtlich der Inklusion zugeschrieben wurde.

Aber nicht nur behinderte Künstler, sondern auch kunstinteressierte Besucher mit Behinderung erfahren immer wieder Benachteiligung, Ausgrenzung und Diskriminierung. Die Gründe sind vielfältig, aber auch bitter. Zum einen sind es Unwissenheit, Vorurteile und vor allen Dingen Kontaktmangel. Zum anderen – und das finde ich sehr viel schlimmer – verhindern Ignoranz oder Desinteresse sowie Machterhalt und überholtes Prestigedenken immer noch Inklusion im Kunst- und Kulturbetrieb. Diese Erfahrung machen wir seit Jahren, obwohl gerade Kunst und Kultur ein ideales Experimentierfeld sein können und müssen, um auf Augenhöhe voneinander zu erfahren und zu lernen. Gerade hier können Emotionen und Bilder erzeugt werden, die das Image von behinderten Menschen und überhaupt von marginalisierten Gruppen und Minderheiten in der Öffentlichkeit positiv prägen und verändern.

Meines Erachtens erkennt man den Zustand einer Gesellschaft daran, welchen Wert sie ihrer Kultur beimisst, wie sehr sie sie wertschätzt, pflegt und fördert, und auch daran, wie sehr die Kultur andere Lebensbereiche wie Wissenschaft, Bildung und Wirtschaft inspiriert, durchdringt und auch bereichert. Wenn also eine Gesellschaft realisiert, dass Kultur kein schmückendes Beiwerk, sondern Grundlage und Kitt unseres Zusammenlebens ist, dass Kultur kein Luxusgut, sondern ein Menschenrecht ist und die Haltung unserer Gesellschaft widerspiegelt, dann muss die Politik entsprechend handeln.

Bisher ist meines Erachtens enorm unterschätzt worden, was Kultur hinsichtlich der notwendigen inklusiven Veränderungsprozesse in unserer Gesellschaft leisten und befördern kann, denn Inklusion ist kein Behindertenthema und weit mehr als nur Barrierefreiheit. Inklusion ist

eine Haltung. Inklusion sind Strukturen, die Teilhabe selbstverständlich und selbstbestimmt ermöglichen. Inklusion schafft eine Kultur, die Vielfalt annimmt und als Bereicherung erkennt, die ermöglicht statt behindert. Die Kulturpolitik muss deshalb aus meiner Sicht ganz klare Signale setzen, dass sie Inklusion ernst nimmt. Man kann sich nicht mehr für oder gegen Inklusion entscheiden. Sie ist entsprechend der UN-Behindertenrechtskonvention umzusetzen. Inklusion gehört deshalb in jedes Parteiprogramm und in jedes Förderprogramm. Kulturelle Bildung muss inklusive Bildung sein und darf Ausgrenzung nicht dulden. Deshalb ist es wichtig, jetzt die gesamte Kultur und ihre Strukturen, die wir für selbstverständlich halten, zu hinterfragen, und dazu gehört vor allen Dingen auch eines: Mut und Rückgrat, denn – das kann ich Ihnen garantieren – mit Gegenwind ist zu rechnen.

Eine wirkliche Demokratisierung der Gesellschaft und des Kunst- und Kulturbetriebes heißt heute ganz konkret, inklusive Strukturen und Rahmenbedingungen zu schaffen und zu etablieren mit dem Ziel der kulturellen Teilhabe und Bildung für alle, die kulturelle Vielfalt zu fördern und zu schützen und Vorurteile und Stigmatisierung abzubauen und zu verhindern, denn in erster Linie geht es um die Barrieren in den Köpfen, um Vorurteile, um mangelndes Wissen, um Unsicherheit, um wenig Kontakt und Umgang miteinander. Deshalb sei es erlaubt zu erwähnen, dass ich Ende 2014 die Agentur „MehrWert Inklusion“ gegründet habe, um genau dort anzusetzen. Wir beraten und begleiten Menschen, Institutionen und Unternehmen in ihren inklusiven Veränderungsprozessen. Wir setzen auf Mehrwerte statt auf Goodwill und schulen die Kompetenz, dass Inklusion von Anfang an mitgedacht und umgesetzt wird, denn wir sind überzeugt, Inklusion kann man nicht einfach nur verordnen, man muss sie auch erlernen. Einige unserer Kunden sind sehr renommierte Kulturinstitutionen. Sie haben verstanden, dass das Thema Barrierefreiheit nur eine Seite der Medaille ist, nämlich die technische. Allerdings glauben auch noch viele, dass es, wenn dieser technische Aspekt erfüllt ist, ausreicht, um sich inklusiv zu nennen.

Wie sollen nun diese inklusiven Kunst- und Kulturorte aussehen? – Für mich sind es Orte, an denen eine Kultur herrscht, die Verschiedenheit beachtet und respektiert, ganz gleich, ob jemand jung, alt, behindert, Laie oder Experte ist. Es sind Orte des Kontakts, des Dialogs, des Lernens, der Bildung und der Menschlichkeit, denn es geht nicht um eine Minderheit oder um die Behinderten, sondern es geht um die Bandbreite unseres Menschseins, vor allen Dingen vor dem Hintergrund einer immer älter werdenden Gesellschaft, und es geht um eine Willkommens- und Wertschätzungskultur, von der wir alle profitieren.

Wie kann also nun die Kulturpolitik inklusive Veränderungen vorantreiben? – Ganz konkret heißt das, viel deutlicher Stellung für Inklusion zu beziehen und viel stärkeren Druck auszuüben, immer wieder deutlich zu machen: Inklusion ist kein Behindertenthema, sondern ein Recht der Menschen, gerade in einer alternden Gesellschaft mit wachsender Vielfalt. Es ist notwendig, ein öffentliches Bewusstsein für Inklusion zu schaffen. Inklusion muss auch und gerade im Kulturbetrieb zum guten Ton gehören.

Des Weiteren heißt es, auch den Abbau baulicher Barrieren konstant anzumahnen und zu fördern, z. B. Zuschüsse auch für private Unternehmen wie Galerien zu gewähren und natürlich einen konsequenten Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs zu betreiben. Öffentliche Förderung sollte nur gewährleistet werden, wenn Inklusion mitgedacht wird und behinderte Konsumenten, aber auch Produzenten einbezogen werden. Sie müssen die gleichen Startvoraussetzungen bekommen. Das heißt, Ausschreibungen müssen inklusiv sein, bzw. es muss

zusätzlich die nötige Unterstützung für Teilhabe gewährleistet sein. Dabei ist wichtig, dass der zusätzliche Mehraufwand für die Teilnahme von Menschen mit Behinderung sowohl als Konsument als auch Produzent mit berücksichtigt wird. Das ist bisher nicht der Fall und somit auch eine Farce.

Förderlich sind natürlich auch Auszeichnungen für innovative und kreative Initiativen für mehr Inklusion im Kulturbereich, das heißt: Preise ausloben, Tagungen ausrichten, Netzwerke oder Thinktanks schaffen, eben auch Künstlerinnen und Künstler ohne Behinderung aktivieren, sich mit den Themen wie Ausgrenzung und Teilhabe auseinanderzusetzen.

Ganz kurz abschließend noch: Wie sehen konkrete Handlungsschritte für eine inklusive Kulturpolitik aus? – Das heißt, exklusive und inklusive Strukturen der Kultureinrichtung ermitteln: Wie inklusiv bzw. exklusiv sind Förderanträge, Ausschreibungskriterien, Ausstellungspolitik? – Hier gibt es viel zu wenig Wissen und Zahlen. Dann natürlich, die Förderkriterien anpassen und bei Fördermitteln die Mehrkosten berücksichtigen! Nachhaltige Netzwerkbildung fördern! Das heißt: Nur, wer über Netzwerke verfügt, kann auch wirklich mitbestimmen und teilhaben. Deshalb an der Stelle noch einmal mein Appell: Eine Plattform wie die Online-Galerie muss finanziell gesichert sein, und, wenn es politisch gewollt ist, braucht sie auch finanzielle Unterstützung, die derzeit nicht gewährleistet ist.

Es muss auch Sanktionen bei Ausgrenzungen geben. Große Kultureinrichtungen und Verbände müssen Vorbild- und Vorreiterfunktionen einnehmen. So müsste z. B. aus meiner Sicht der Deutsche Kulturrat eine Stellungnahme abgeben – als inklusive Orientierung für den gesamten Kulturbetrieb in Deutschland. Leider gab es bisher noch keine Positionierung dieser Art. Weiterhin ist es natürlich wichtig, die Kompetenz von behinderten Kunst- und Kulturschaffenden einzubeziehen, wovon wir alle in vielfältiger Weise profitieren, statt etwas abgeben zu müssen. Diese Haltung treffe ich leider allzu oft im Kulturbereich an.

Abschließend möchte ich gerne noch drei Wünsche nicht nur für 2016 benennen: Ich wünsche mir, dass Inklusion nicht als Belastung, sondern als Bereicherung begriffen wird, denn Inklusion ist kein zusätzlicher und lästiger Auftrag, sondern ein gesamtgesellschaftlicher Transformationsprozess, der spannend ist und zu einer anderen Haltung bezüglich Benachteiligung und Vielfalt führt. Ich wünsche mir mehr Lust auf Veränderung und weniger Angst um Machtverlust. Ich wünsche mir mehr Mut für neue Wege und Experimente mit offenem Ausgang. – Vielen Dank!

Vorsitzender Frank Jahnke: Danke, Frau Gellhorn! – Herr Henniger, bitte!

Christian Henniger (Berliner Immobilienmanagement GmbH – BIM –): Vielen Dank für die Einladung und für die Vorstellung! – Ich darf vielleicht noch ergänzen, dass ich von der Funktion her bei mir in der Firma mit der Leitung des Baumanagements betraut bin, dem dort auch das Energie- und Umweltmanagement zugeordnet ist. Die BIM werde ich wahrscheinlich hier nicht im Detail vorstellen müssen. Wir sind letztes Jahr mit dem Liegenschaftsfonds fusioniert worden und insoweit bei einem großen Teil der landeseigenen Immobilien hier in der Stadt mit der Bewirtschaftung und dem Betreiben betraut, und da gehört natürlich auch eine ganze Reihe wichtiger Kultureinrichtungen dazu. Namen zu nennen ist immer so eine Sache, aber das Deutsche Technikmuseum gehört dazu, das Konzerthaus, die Domäne Dahlem und Ähnliches mehr.

Ich kann jetzt für mich natürlich nicht die Breite in Anspruch nehmen, die meine Vorrednerin schon eingebracht hat. Für die Durchführung und das Vermitteln einer Kulturveranstaltung ist mein Haus nur mittelbar verantwortlich. Wir stellen allerdings gerade auch die technische Unterstützung zur Verfügung, und ein wesentliches Element, eine wesentliche Aufgabe meiner Firma ist die Ermittlung baulicher Mängel und die Planung und Abarbeitung dieser Mängel, und da gehört als wesentliches Element das Beseitigen von Barrieren, von Hindernissen dazu.

Ich darf, auch auf die Gefahr hin, dass dem einen oder anderen das schon bekannt ist, kurz darauf hinweisen, dass wir das in einer gewissen Systematik abarbeiten. Nun wissen wir alle, dass bei uns im Land die finanziellen Mittel nicht unendlich sind, also müssen sie nach einer bestimmten Priorisierung eingesetzt werden. Wir haben bei uns in der Firma eine Systematik entwickelt – die läuft bei uns unter dem Begriff „Gebäudescan“ –, nach der wir bauliche Mängel aufgenommen haben. Das orientiert sich an verschiedenen Parametern, vor allem an der Eigentümer- und Betreiberantwortung des Landes Berlin. Insoweit stehen bei uns die Mängel, die direkt mit einer Gefahr für Leib und Leben zu tun haben, ganz oben an, aber kurz dahinter natürlich alles, was mit gesetzlichen oder vergleichbaren Vorschriften bewehrt ist, und dazu gehört die Barrierefreiheit. Sie hatten gerade schon die Ableitung aus der UN-Behindertenkonvention dargestellt. Das haben wir auch gemacht.

Was die Technik betrifft, ist es in der Regel oft so, dass man plakativ schnell entdeckt, wenn eine Rollstuhlrampe oder eine Behindertenhubbühne fehlt oder ein Aufzug irgendeine Etage nicht anfährt. Was wir bei uns in der Firma versuchen – das ist auch ein bisschen das Leitbild –, ist, dass wir das Ganze im Blick haben und insoweit das Thema Barrierefreiheit ein bisschen weiter spannen, also nicht nur, was die Zugänglichkeit für gehbehinderte Menschen betrifft, sondern auch das, was Menschen mit Einschränkungen wie Seh- und Hörbehinderungen betrifft.

Insoweit haben wir als festen Planungsschwerpunkt den Punkt Barrierefreiheit bei den Architekten und Fachplanern, die uns bei unseren Sanierungsmaßnahmen unterstützen, verankert, und prüfen ihn auch hausintern intensiv. Wir haben da auch ein bestimmtes Prüfverfahren. Es wird der Punkt Barrierefreiheit intensiv abgefragt, was dann so weit geht, dass wir, wenn wir Farbkonzepte im Zuge einer Ausbausanierung begutachten, schauen, dass eine bestimmte Kontrahierung, was beispielsweise die Türzargen betrifft, eingehalten wird, damit Menschen mit Seh Einschränkungen nicht benachteiligt sind. Das führen wir auch so weit, dass wir unsere Kollegen – das sind in der Regel Architekten, Bauingenieure oder Fachplaner, die als Studien schwerpunkt nicht unbedingt mit dem Thema Barrierefreiheit bei uns in der Firma einsteigen – entsprechend schulen, sodass auch da eine hohe Sensibilität herrscht.

Insgesamt versuchen wir, möglichst umfassende Sanierungen in unseren Liegenschaften durchzuführen. Das ist im Bereich der Kultur nicht immer ganz einfach. Das ist kein Geheimnis. Da müssen wir uns an Spielzeiten und Ähnliches mehr halten. Aber wir haben dann auch festgestellt, wenn das Konzept der Barrierefreiheit in eine größere Maßnahme eingebettet wird, dann sind die Mehrkosten, soweit man überhaupt von Mehrkosten und nicht von Sowieso-Kosten spricht, noch verhältnismäßig gering. Wenn man im Nachgang nachbessern muss, dann sieht das Ganze natürlich ein bisschen anders aus. – Das würde ich als Statement erst einmal so stehen lassen und gegebenenfalls auf Nachfragen hoffen.

Vorsitzender Frank Jahnke: Danke sehr! – Frau Höhne, bitte!

Gisela Höhne (Theater RambaZamba): Sehr geehrter Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren Abgeordnete! Auch ich möchte Ihnen für das neue Jahr alles Gute wünschen, Gesundheit und dass wir auch im kommenden Jahr friedlich und mit allen Bürgern dieser Stadt gut auskommen und arbeiten können. Ich bedanke mich auch für die Einladung! Ich möchte mich aber auch im Namen des ganzen Theaters bedanken, dass Sie alle es geschafft haben, uns im vergangenen Jahr doch noch eine Unterstützung zu organisieren, die uns mit etwas mehr Ruhe und Gelassenheit die nächsten zwei Jahre arbeiten lässt und uns bei dieser Aufgabe der Inklusion unterstützt. Ich gratuliere Ihnen auch, dass Sie diesen Punkt als ersten Tagesordnungspunkt in diesem Jahr haben. Das war ungewollt, aber ich freue mich sehr darüber. Ich möchte mich auch allen Forderungen von Frau Bea Gellhorn anschließen. Wir arbeiten zusammen in dem Netzwerk an dem nationalen Aktionsplan, und das war eine wunderbare Vorrede.

Jetzt zu unserem Theater: Die meisten oder viele von Ihnen kennen das Theater. Es liegt in der Natur der Sache, dass wir uns mit Inklusion oder Integration von Anfang an beschäftigt haben. Wir haben uns vor 25 Jahren gegründet mit der Maßgabe, Menschen mit geistiger Behinderung – so hieß es damals noch, heute würden wir sagen: mit Beeinträchtigung – in aller erster Linie eine Chance zu geben, sich künstlerisch auszudrücken, ihnen die Bedingungen zu schaffen und der Öffentlichkeit ebenfalls die Chance zu geben, davon bereichert zu werden und das zu erfahren. Also das, was dort an wunderbaren Dingen entstehen kann, an künstlerischen Ergebnissen, sollte unbedingt auch gesehen werden, aber immer auch – das steht auch im Statut bis heute drin – „gemeinsam mit anderen“ groß geschrieben, das heißt also, anderen Menschen mit anderen Behinderungen oder auch ohne Behinderungen.

Von Anfang an war es das Ziel, miteinander zu arbeiten, aber der Ausgangspunkt war sehr wohl bei Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung – aus gutem Grund. Da das Anpassungsbedürfnis der Menschen doch sehr groß ist, passiert es immer wieder – und da ist die große Gefahr heute, wenn man sagt, in großen Häusern sollen auch ein, zwei Leute mit Behinderungen angestellt werden –, dass die Anpassung dahin führt, dass die Besonderheit, die besondere Kreativität verschwindet und auch gar nicht zum Tragen kommt. Das ist auch aufgrund des Zeitmanagements in einem normalen Theater insofern gar nicht möglich.

Natürlich sind wir auch dafür, dass es ausprobiert wird. Ich denke, alle Wege sollten ausprobiert werden auf dem Weg der Inklusion. Man muss aber auch genau gucken: Was ist wirklich sinnvoll, und wo gibt es Alibigeschichten? – In ganz Deutschland weiß ich bisher von keinem Theater, das erfolgreich Schauspieler mit Behinderungen eingestellt hat, also mit geistiger Behinderung schon gar nicht. Es gibt ein paar Ausflüge. Moritz Höhne hat einmal den Boris in „Ein Fest für Boris“ am BE gespielt. Das ist eine kleine Rolle. Nele Winkler hat in „Timbuktu“ mitgespielt. Aber das sind Ausnahmen, und die haben Erfahrungen gebracht. In Darmstadt gibt es zwei Schauspieler mit einer Körperbehinderung. Aber auch da lässt es sehr zu wünschen übrig, wie diese Schauspieler eingesetzt werden – ob sie letztlich nicht doch als Exoten mitlaufen. Die Erfahrung des Gastierens hat deutlich gezeigt, dass Schauspieler, wenn sie in einer so geringen Zahl in einen großen normalen Theaterbetrieb kommen, sehr schnell an die Seite geschoben werden. Sie sind auch gar nicht in der Lage, sich so auszudrücken, sich zu artikulieren. Auch die ganze Bedingung, die sie sonst für die kreative Arbeit meinet-

wegen bei RambaZamba oder Thikwa oder wo auch immer haben, ist da gar nicht gegeben. Trotzdem sollte man es versuchen.

Wir würden aber immer den anderen Weg vorschlagen. Wir haben im Moment 37 Schauspieler mit verschiedensten Behinderungen, geistige Beeinträchtigungen – man hat es immer schwer mit dem Wort „Behinderung“, man greift dann doch dazu, weil es kurz ist –, also mit körperlichen Behinderungen und psychischen Beeinträchtigungen. Seit acht Jahren arbeiten diese 35 Schauspieler – es sind 37 insgesamt, noch zwei Künstler dabei – auf Arbeitsplätzen einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung mit Namen „VIA“. Das verschafft den Schauspielerinnen und Schauspielern die Möglichkeit, ganzjährig als Schauspieler zu arbeiten, also nicht im Freizeitbereich noch mal schnell dreimal in der Woche zwei Stunden dort hinzuhetzen, sondern als Profis mit voller Unterstützung zu arbeiten.

Von Anfang an waren Künstler aus allen Bereichen bei uns tätig. Diese sogenannten Assistenten – ob Bühnenbildner, Regisseure, Tänzer, Choreografen, Musiker – haben in dem Punkt schon inklusiv mit unseren Leuten gearbeitet. Jetzt geht es aber eigentlich auch um Schauspieler, dass Schauspieler sich begegnen. Da kann etwas sehr Tolles entstehen, wenn man sich ganz darauf einlässt. Im Moment haben wir Schauspieler ohne Behinderung immer kurze Zeit da. Das hängt natürlich mit dem Zeitmanagement zusammen. Wir können auch nicht diese Gage zahlen. Das Theater arbeitet ungefähr – es gibt auch kürzere Produktionen – acht bis zwölf Monate an einer Produktion. Das hängt auch mit dem Spielplanbetrieb zusammen.

Damit komme ich auf ein paar besondere Bedingungen. Die meisten Schauspieler können nämlich nicht, wenn sie abends spielen, am Tage ein anderes Stück probieren. Zweimal zu kommen, das machen die Begleitdienste nicht mit, und das wäre auch eine Überanstrengung für die meisten. Unmittelbar vor der Vorstellung ein anderes Stück zu üben, das ist auch für die meisten Schauspieler schwierig. Das heißt, man hat automatisch eine längere Probenzeit. Das machen Schauspieler nicht so mit. Die liegen halt nicht auf der Straße herum und sagen: Ja, wir wollen furchtbar gerne bei RambaZamba ein ganzes Jahr mitmachen. Die Gage ist nicht so wichtig. – Das ist leider nicht so. Die Angestellten haben keine Zeit, und die Nicht-Angestellten haben auch keine Zeit, weil sie auf Jobsuche sind und Rollen brauchen, wo sie etwas verdienen.

Aber die Begegnung zwischen den Schauspielern, die normalerweise im normalen Theaterbetrieb arbeiten, und unseren ist immer etwas sehr Fruchtbare und Besonderes, auch wenn es mal scheitert. Das kommt auch vor, dass Schauspieler sagen: Ich schaffe das nicht. Die sind so – – Die halten die Verabredung nicht ein. Die verstehen nicht, was ich meine. – Da gibt es Ängste und auch noch immer Vorurteile. Aber es gibt auch andere, die sagen: Es ist großartig. Ich habe gelernt, etwas loszulassen. Ich habe gelernt, in eine neue Kreativität zu gehen. – Und dann gibt es eine Begegnung. Und gerade an dem Punkt entsteht etwas wirklich Neues.

Wenn ein normales Theater zwei Schauspieler mit Behinderung einstellt, kommt man nicht daran vorbei, dass das Theater weiterarbeitet wie bisher. Es wird sich nicht verändern. Es hat zwei – ich sage mal – Exoten oder besondere Menschen darin. Und wenn ein Behindertentheater nur Behindertentheater ist, wird sich auch nicht viel verändern. Da haben allerdings die Menschen mit Behinderung mehr Möglichkeiten, sich zu entfalten.

Wenn das aber zusammenkommt, wenn einige Schauspieler, die aus dem normalen Theaterbetrieb kommen und damit auch etwas Neues und Besonderes einbringen für die Schauspieler mit z. B. geistiger Behinderung oder auch mehrfach Körperbehinderte, und da ein Sich-Einlassen beginnt, ein Prozess, den wir gerade in unserer momentanen Produktion „Der gute Mensch von Downtown“ erleben – u. a. spielt Eva Mattes mit, die übrigens am wenigsten Probleme damit hat, sich darauf einzulassen, weil sie souverän ist, sie versteht ihr Handwerk, sie hat keine Ängste, während andere die schon haben –, dann entsteht da etwas, wo alle Teile ungemein davon profitieren können. An diesem Wochenende, am kommenden können Sie auch ein gelungenes Beispiel bei uns sehen: „Philoktet“ am 8., 9. und 10. Januar mit einem bekannten Berufsschauspieler aus München, Siemen Rühaak, und Schauspielerinnen von RambaZamba, eine im Rollstuhl, die andere mit Down-Syndrom. Es ist eine sehr besondere, tolle Aufführung geworden, die noch mal ein ganz anderes Licht auch auf die Arbeit von RambaZamba geworfen hat.

Was folgt daraus? – Wir arbeiten daran, dass wir ein Konzept erstellen und einreichen werden, dass wir Schauspieler ohne Behinderung einstellen können – nicht 10 oder 20, wenn es denn vier sind oder auch fünf oder vielleicht noch zwei mit einer Behinderung sind, die in keine Werkstatt passen, und wenn man damit den Grundstein legt für eine kontinuierliche, vertrauensvolle Zusammenarbeit. Denn das ist sehr wichtig. Dieses schnell mal für eine Produktion da sein, da brauchen manche Schauspieler die halbe Zeit, um ihre Ängste zu überwinden. Wenn man sich aber einlässt und sagt: Okay! Ich bekomme ein Engagement für ein oder zwei Jahre, und ich mache hier mit, und ich kann daneben auch Produktionen machen, die vielleicht auch mal ohne die Menschen mit Behinderung sind –, sodass man in einer Freiheit miteinander arbeiten kann, das wäre unsere Utopie, unsere Vorstellung von Inklusion im Theater.

Denn die Erfahrung ist: Das Besondere oder das Erfolgsrezept bei RambaZamba – und das greift ja – ist nicht, dass wir einzelne, ganz tolle Schauspieler haben. Die haben wir. Juliana Götze ist ein wunderbarer Filmstar geworden. Nele Winkler ist bekannt. Sebastian Urbanski hat sein erstes Buch herausgebracht und auch in Filmen mitgespielt. Nein, es ist das Zusammensein. Sie alle haben sehr spezielle Begabungen, die sich sehr stark ergänzen, kommentieren. Immer ist es das Ensemble, das die Kraft auf der Bühne ausmacht, egal, ob es fünf sind oder ob wir mit 25 spielen wie in dem Shakespeare-Stück. Es ist dann immer so, dass die einzelnen Fähigkeiten zum Leuchten kommen. Die Schauspieler haben untereinander einen Code, den ich auch nicht weiß, aber untereinander wissen sie sehr genau, wann ein Schauspieler durchhängt, wann ein Schauspieler sich verirrt oder verwirrt und wie sie das untereinander auffangen. Das ist einfach etwas an Kultur, von der wir viel lernen können. Die Zuschauer sehen es ganz genau und beschreiben genau diesen Punkt. – Danke!

Vorsitzender Frank Jahnke: Danke schön! – Bitte schön, Frau Hofmann!

Andrea Hofmann (Raumlabor Berlin, Initiative Haus der Statistik): Vielen Dank auch für die Einladung zu dieser Anhörung! – Mein Name ist Andrea Hofmann. Ich möchte ein paar Worte zu Raumlabor Berlin sagen, dann drei Felder aufzeigen, in denen Raumlabor Berlin tätig ist, und zwar gerade in Bezug auf Inklusion im Kulturbereich, um dann aber auch zum heutigen Anliegen zu kommen, nämlich eine kurze Projektvorstellung zur Initiative für das Haus der Statistik vorzutragen.



INKLUSION IM KULTURBETRIEB

Hierzu: Anhörung

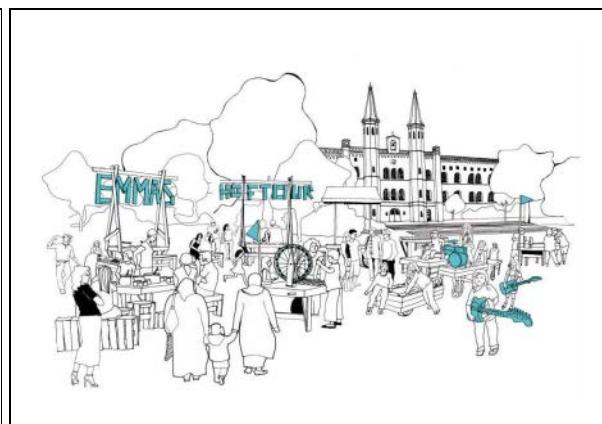
Andrea Hofmann
raumlaborberlin
Berlin, den 04.02.2016



Das Raumlabor Berlin ist ein Architektenkollektiv, welches seit 1999 an den Fragen von Stadt und Zusammenleben arbeitet. Ein Schwerpunkt ist dabei, stadträumlich nicht mehr funktionierende Räume und Orte durch neue künstlerische Konzepte und Nutzungsmischungen quasi neu zu aktivieren.



Ich komme auf den ersten Baustein bezogen auf Inklusion. Wir sehen in dem Rahmen unsere Projekte mit dem Quartiersmanagement und dem Programm „Soziale Stadt“.



Dort führen wir Projekte durch, deren Ziel es ist, Nachbarschaften mit einem hohen Anteil von sozialer Benachteiligung und kultureller Exklusion zu befähigen, dass in bestimmten Bereichen wie z. B. einer Partizipation an Stadtplanungsprozessen und in gemeinschaftlichen

Projekten miteinander gearbeitet werden kann. Das hört sich immer ganz einfach an, ist dann aber im Alltag manchmal doch ganz schön holperig, kann aber auch sehr von Erfolg gekrönt sein.



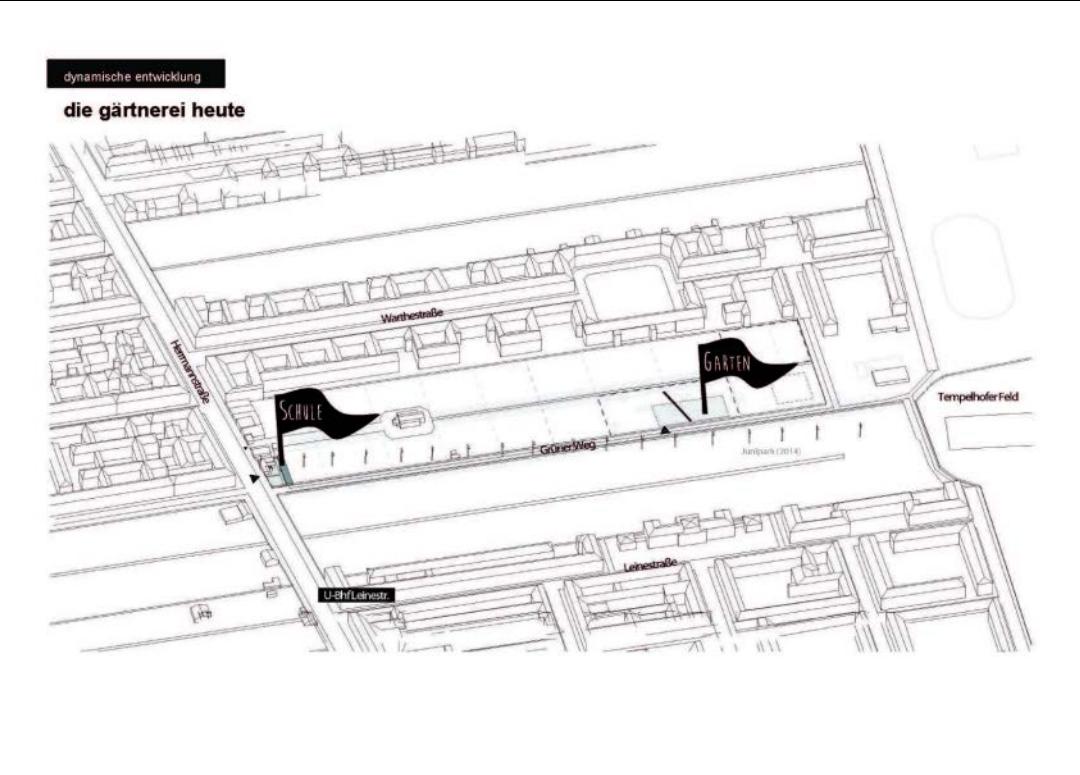
Zum zweiten Baustein: In Kooperation mit Schulen führt Raumlabor Berlin Projekte durch, die die Inklusion von benachteiligten Gruppen durch künstlerische Strategien zu fördern versuchen.



Hier hat man einen Eindruck von einem Bau-Workshop, in dem Möbel für ein Kulturhaus gebaut wurden. Der erste Schritt an der Stelle ist oft das experimentelle Erforschen, hier zum Thema Sitzen, um die Teilnehmer zum Thema hinzuführen. Weiter geht es dann durch baupraktisches Arbeiten. Es wird der Umgang mit dem Werkzeug erlernt, und es werden auch Spielräume erforscht. So entsteht dann Schritt für Schritt etwas ganz Besonderes, und zwar etwas, was auf den Ort zugeschnitten ist.

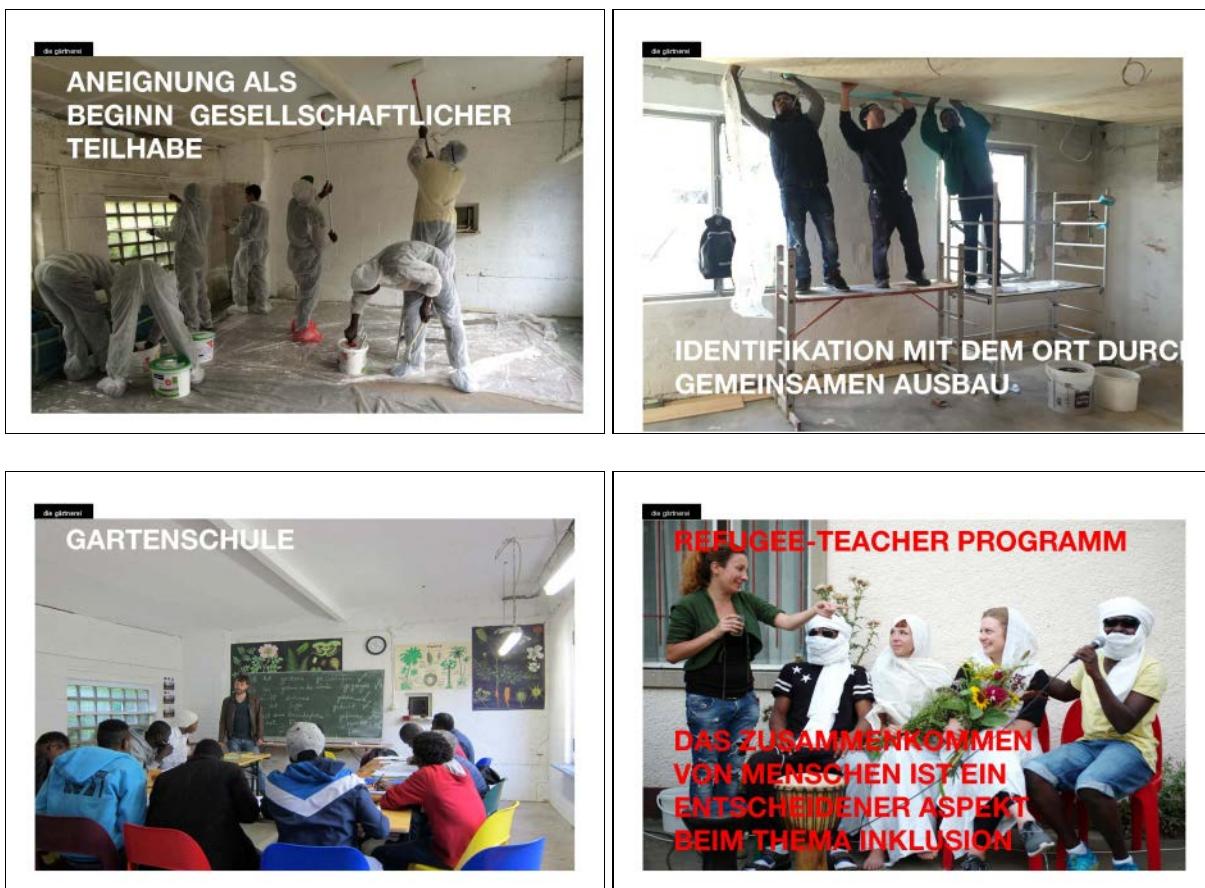


Ein dritter Baustein ist die Flüchtlingsthematik, die uns inzwischen in unserer Arbeit sehr beschäftigt. Mit Unterstützung der Evangelischen Kirche, des Paritätischen Verbands und inzwischen auch mit Förderung der Kulturstiftung des Bundes entsteht seit Sommer 2015 ein Projekt, welches junge Geflüchtete und Nachbarschaften zusammenbringt.



Dieses Projekt, genannt „Die Gärtnerei“, entsteht im Bereich der Brache des Jerusalem-Friedhofs in Berlin-Neukölln. Man sieht sehr schön rechts das Tempelhofer Feld. Das ist die ehemalige Einflugschneise.

Das Projekt entsteht so, dass Künstler und Architekten sich zusammen mit jungen Geflüchteten die leerstehende ehemalige Steinmetzwerkstatt genommen haben, sie sich aneignen durften, dort notdürftig renoviert haben und dadurch eine kleine Gartenschule errichtet wurde. Inzwischen findet dort täglich Deutschunterricht statt, und auch Garten- und Landschaftsgestaltung erscheinen dort auf dem Stundenplan.

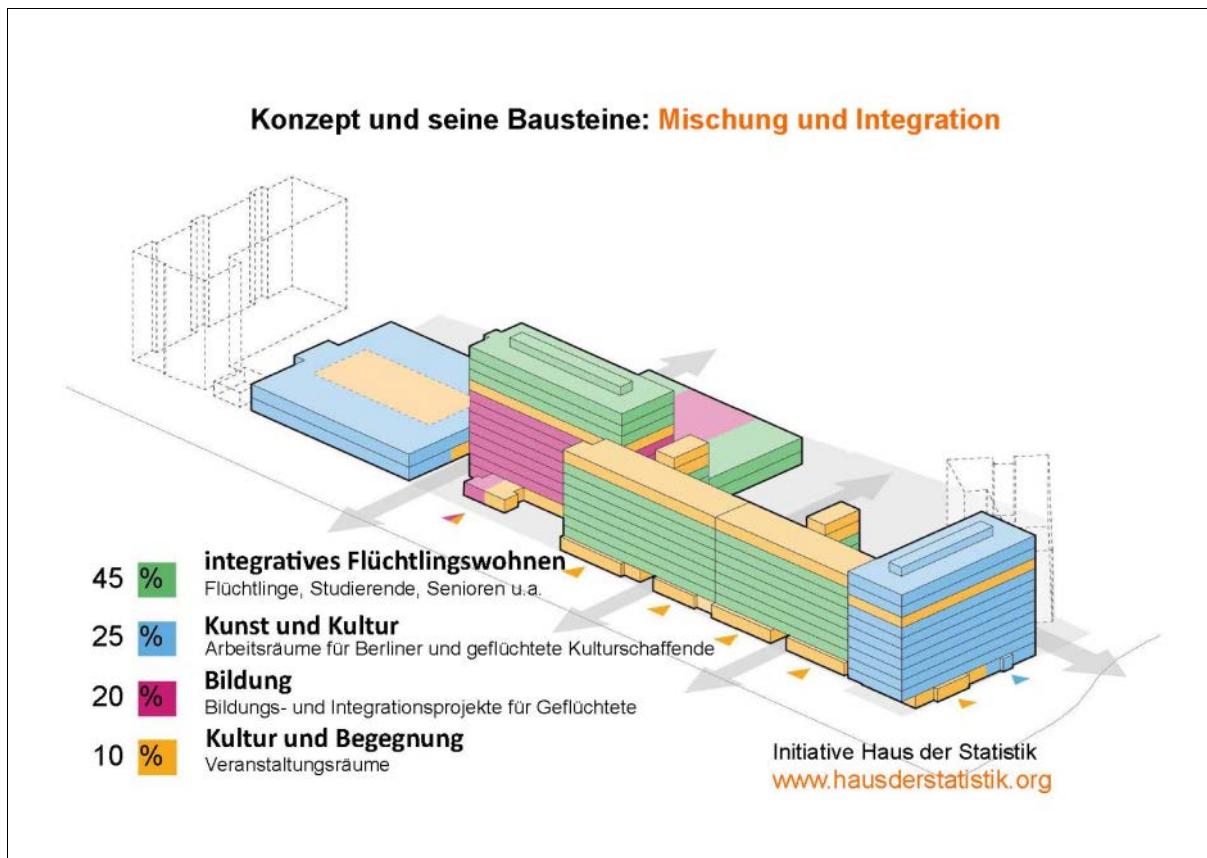


Ein weiterer Programmpunkt, der vor allen Dingen mit den Nachbarn zu tun hat, besteht darin, dass die Flüchtlinge als Lehrer auftreten und einmal im Monat die Nachbarschaft zu sich einladen, und zwar zu einer eigenständig von ihnen selbst vorbereiteten Veranstaltung. – [Michael Braun (CDU): Warum sind die verschleiert?] – Die haben erzählt, wie sie in ihren Ländern jeweils Hochzeit feiern und wie dieses Fest abgeht. Insofern sind sie da mehr oder weniger nicht nur Lehrer gewesen, sondern haben das quasi künstlerisch zum Ausdruck gebracht. Ich würde sie jetzt mal Performer nennen in dem Fall.

So werden quasi Kulturen ausgetauscht, Eins-zu-Eins-Begegnungen werden ermöglicht, und dadurch werden Ängste abgebaut. Das ist wichtig und gerade bei diesem Projekt von Erfolg gekrönt.

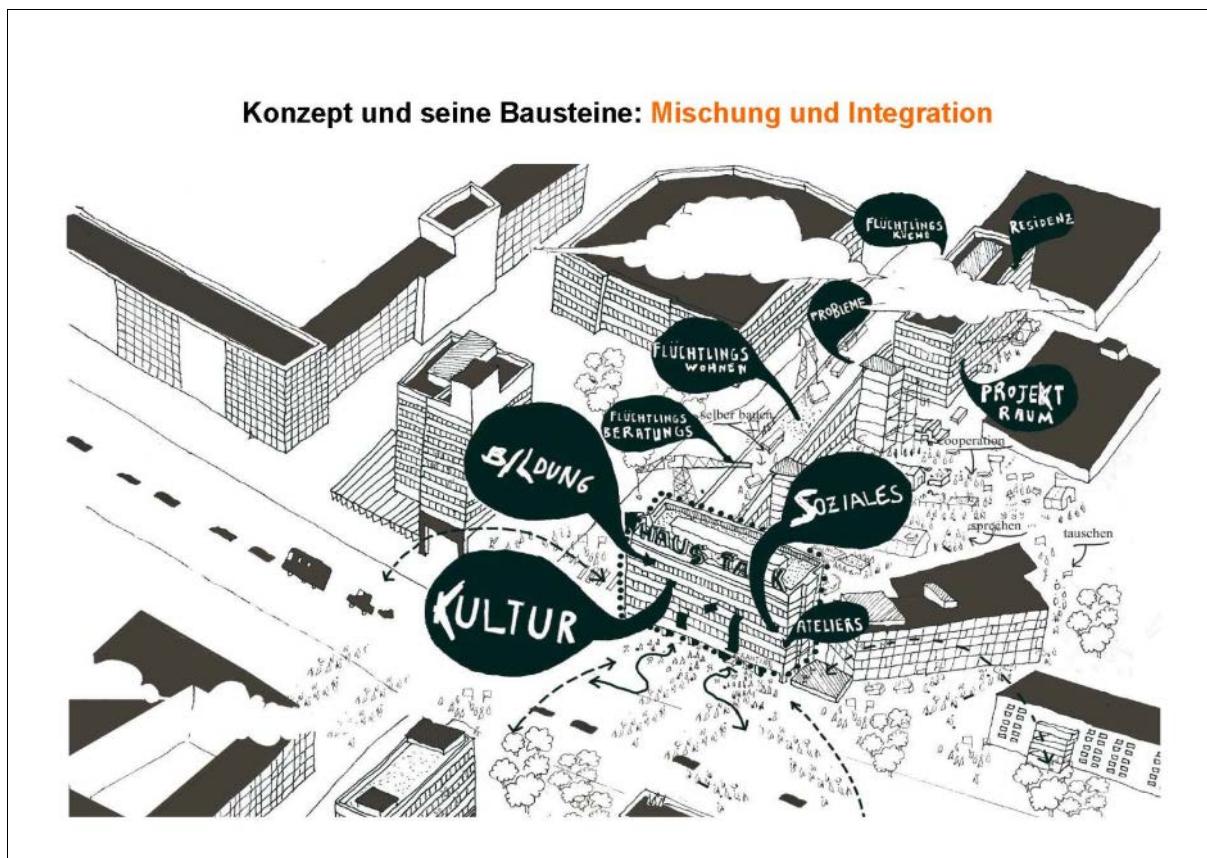


Ich wollte dieses Projekt vor allen Dingen nehmen, um zu dem aktuellen Anliegen überzuleiten, was ich stellvertretend für die Initiative Haus der Statistik vorstellen möchte, und zwar ist das ein Projektvorschlag, wo wir auch ein sehr hohes Inklusionspotenzial sehen. Es ist das Standortentwicklungskonzept für das derzeit leerstehende und ungenutzte Haus der Statistik. Das Haus steht am Alexanderplatz. Der Vorschlag ist, dort ein Zentrum für Geflüchtete, Soziales, Kunst und Kreative zu errichten.



Das Konzept legt den Schwerpunkt auf die integrative Unterbringung von Geflüchteten und die damit verbundene Schaffung von Raum für Kunst, Kultur, Bildung und Initiativen – also alles unter einem Dach oder in benachbarten Häusern. Der Kerngedanke ist dabei, dass sich

Geflüchtete durch alltägliche Begegnungen und Tätigkeiten in die Stadtgesellschaft integrieren können. Das ist die Idee.



Geplant sind vielleicht folgende Ansätze inklusiver Kulturarbeit durch das alltägliche, räumliche Nebeneinander von Wohn- und Bildungsstätten für Geflüchtete und Künstler. Hier sind nicht nur Berliner Künstler gemeint, sondern auch geflüchtete Künstler könnten in einem Teil eines solchen Atelierhauses Platz finden. Dadurch entstehen Inklusionseffekte in Kultur und auch durch Kultur.

Ein weiterer Punkt: Durch offene, prozesshafte, partizipative Planungen entstehen Teilhabe-effekte für verschiedene Gruppen. Gedacht ist z. B. ganz zu Beginn, dass man Anwohner aus der Nachbarschaft einbezieht, sodass auch im Vorfeld eine Akzeptanz der Nachbarschaft erzielt wird und ein nachbarschaftliches Miteinander ermöglicht wird. Das gilt gerade für die Nachbarn im rückwärtigen Bereich. Da gibt es sehr viel Wohnungsbau, sodass auch die Ideen äußern könnten, was in Erdgeschosszonen oder auf Freiflächen passieren könnte.

Ein weiterer Punkt ist das Ansiedeln von Projekten, die das mitmachen oder mitbauen, vielleicht auch fördern könnten, so wie man das in Vorprojekten, die ich vorhin gezeigt habe, gesehen hat, sodass auch bei den Mitwirkenden eine Identifikation mit dem Ort entstehen könnte. Vorstellbar ist, dass z. B. zukünftige Nutzer in Abstimmung oder auch unter Anleitung einen Teil selber ausbauen könnten. Vorstellbar ist auch, dass z. B. Kunstprojekte im öffentlichen Raum entstehen, denn der halböffentliche Raum rund um das Haus der Statistik

bietet viel Raum für inklusive kulturelle Aktivitäten und könnte damit eine gute Ausstrahlung bis auf den Alexanderplatz haben.



An dieser Stelle möchte ich noch auf die Mitinitiatoren und weiteren Mitgründer verweisen.

Initiative Haus der Statistik: Zivilgesellschaft gestaltet Stadt	
<u>Initiator</u> <u>Gründer</u>	Allianz bedrohter Berliner Atelierhäuser - AbBA Zentrum für Kunst und Urbanistik - ZK/U Atelierbautragter Berlin, bbk Kulturwerk Initiative Stadt Neudenken raumlabor berlin Martinswerk Belius Stiftung Stiftung Zukunft Berlin Schlesische 27 CUCULA e.V. Gyalpa e.V.

Initiative Haus der Statistik
www.hausderstatistik.org

Innerhalb dieser fünf Minuten kann man dieses komplexe Projekt gar nicht in der Ausführlichkeit vorstellen, aber das ausführliche Konzept findet sich zum Download auf der Internetseite, die „Haus der Statistik.org“ heißt [https://hausderstatistik.files.wordpress.com/2015/12/2015-12-11_konzept-hds2.pdf]. Ich stehe natürlich jetzt auch gerne zu weiteren Fragen zur Verfügung.

Kurzfassung

Aus Anlass eines Workshopverfahrens des Berliner Senats zur städtebaulichen Neubewertung des Alexanderplatz hat sich eine Gruppe von verschiedenen Berliner Initiativen gebildet, die ein Konzept für eine Nutzung des leerstehenden, ehemaligen ‚Haus der Statistik‘ entwickelt hat: Die verschiedenen Gebäudeelemente, mit insgesamt 40.000qm Nutzfläche, werden auf Basis einer soliden baulichen Substanz in Wohnraum für Flüchtlinge und Arbeitsräume für Kunst, Kultur und Bildung kosteneffektiv umgewandelt. Über Begegnungsflächen, Co-Wohn- und Co-Working Konzepte entstehen wechselseitige, integrative Synergien zwischen den Beteiligten und der Nachbarschaft. Das Haus wird zu einem Prototypen für eine innovative, integrative Praxis in Verbindung von Kultur, Bildung und Sozialem. Durch Rückbau von zwei flachen Gebäuden können weitere 50.000 qm Nutzfläche im Neubau realisiert werden, um dringend benötigten, bezahlbaren Wohnraum u.a. für die Nachbarschaft zu schaffen.

Initiative Haus der Statistik
www.hausderstatistik.org

Vorsitzender Frank Jahnke: Vielen Dank! – Vielen Dank allen Anzuhörenden, die deutlich gemacht haben, wie vielfältig die Projekte um das Thema Inklusion sind und wie viel Engagement dahintersteckt. – Wir haben auch schon einige Wortmeldungen zur Aussprache. – Herr Schruoffeneger war der Erste. – Bitte schön!

Oliver Schruoffeneger (GRÜNE): Ich dachte, das ist ein Besprechungspunkt der Koalition, und habe mich extra spät gemeldet, aber ich bin trotzdem der Erste. – Ich sage einmal vorab: Ich habe den Besprechungspunkt und auch die Einleitung und Begründung von Frau Lange so verstanden, dass wir nicht allgemein Diversity im Stadtleben diskutieren, sondern dass wir uns sehr stark auf die UN-Konvention konzentrieren. Ich werde es jetzt zumindest für mich nicht mit dem anderen Thema vermischen, weil ich glaube, dass das auch sehr unterschiedliche Problemlagen sind.

Ich habe eine konkrete Frage, die ich an den Anfang stelle, damit sie mir nicht wegrutscht. In der Anhörung, die wir vor fünf Jahren schon mal zum selben Thema hatten, hat Gisela Höhne sich auch zum Selbstverständnis der Berliner Sozialämter geäußert. Wir waren an diesem Punkt: Erkennen es die Sozialämter als diejenigen, die das finanzieren müssen, an, wenn

jemand sagt: Ich will – nicht professionell, dann ist es die Werkstatt – als Freizeitbeschäftigung als Mensch mit einer Beeinträchtigung an kulturellen Aktivitäten teilnehmen? Ich will z. B. an einem Malkurs teilnehmen. Ist so etwas finanziierungsfähig? – Das war ein Stück weit eine Diskussion, die wir hatten: Wie weit wird Menschen mit Beeinträchtigung, die von öffentlichen Mitteln leben, überhaupt die Möglichkeit gegeben, jenseits des normalen Geldes, das sie bekommen, kulturelle Aktivitäten wahrzunehmen? – Vielleicht dazu ein, zwei Sätze, ob es da mittlerweile eine veränderte Diskussionslage gibt.

Ansonsten fand ich, dass Frau Gellhorn das sehr gut auf den Punkt gebracht hat. Wir haben eine Diskussion, die um Technik geht – Barrierefreiheit, Zugänge, Fahrstühle usw. Die interessiert mich im Moment auch nicht so, sondern mich interessiert das, was Sie gesagt haben: der Prozess in den Köpfen, die Mentalität. Da will ich jetzt gar nicht so sehr mit Ihnen vieren diskutieren. Wenn Sie auch dazu noch etwas sagen wollen – liebend gerne. Ich gucke aber eher in Richtung der Senatsverwaltung. Frau Lange hat es gesagt. Der Senatsbeschluss sagt, Inklusion soll in allen Ressorts bis Ende 2020 umgesetzt sein. Das sind jetzt noch vier Jahre. Das ist nicht mehr lange hin.

Wie steuert denn die Senatskulturverwaltung diesen Prozess? Wie bringen Sie die Häuser, die Sie fördern – im Sinne von Zuwendungen oder als landeseigene Einrichtungen –, dazu, sich damit regelmäßig und konkret auseinanderzusetzen, Ideen zu entwickeln? Haben Sie Anreizsysteme dafür geschaffen? Man könnte kleinere Förderstrukturen im Wettbewerbsverfahren haben. Haben Sie regelmäßige Gesprächsrunden dazu eingerichtet? Oder ist es jedem Haus selbst überlassen, wie es damit umgeht? Es gibt ein paar – Sie haben ein paar auch schon genannt –, die sich auf den Weg gemacht haben. Sicherlich unkomplizierter ist immer die Frage in Bezug auf Gehörlose. Wie bringt man die Texte rüber? – Das ist technisch relativ einfach. Andere Sachen sind schwieriger. Aber wenn ein Intendant oder ein Zuwendungsempfänger von sich aus nicht auf die Idee kommt, wie fördern Sie den Prozess? – Bis 2020 wollen Sie damit fertig sein. Ich habe den Eindruck, dass das im Moment alles sehr zufällig ist, was da passiert, und von Ihnen strukturell nicht wirklich gesteuert wird.

Die zweite Frage: Wie gehen wir mit unseren Leuchttürmen um? – RambaZamba ist sicherlich ein Leuchtturm, gerade in dem Verständnis, wie es Gisela Höhne gerade geschildert hat. Das wäre jetzt noch mal ein neuer Schritt. Thikwa ist sicherlich ein Leuchtturm, aber auch Galerie Art Cru. Wie tauchen die bei Ihnen im Tagesgeschäft überhaupt auf, und wie werden die von Ihnen dann auch wieder in den regulären Kulturbetrieb vermittelt? Sind das irgendwelche Sonderlinge, die nebenherlaufen, oder versuchen Sie da von sich aus ein Netzwerk mit zu initiieren und zu befördern, sodass es da auch eine stärkere Integration z. B. in die Galerieszene, in den Kunstmarkt etc. gibt? – Ich weiß, dass das alles unheimlich schwer zu steuern ist, aber mir geht es auch nicht darum, dass Sie Vorgaben machen, sondern diesen Bewusstseinsprozess anreizen, und dazu braucht es eine permanente Herausforderung an die Institutionen. Nicht mit Peitsche: Ihr müsst! –, sondern den Dialog zu dem Thema erzwingen: Wie machen Sie das?

Vorsitzender Frank Jahnke: Herr Schlede, bitte!

Stefan Schlede (CDU): Ich möchte gleich noch mal auf das eingehen, was Sie gerade gesagt haben, Herr Kollege. Ich halte es für völlig ausgeschlossen, sich etwa ein Zieldatum 2020 zu setzen, um dieses Problem – – [Oliver Schruoffeneger (GRÜNE): Sie haben es beschlos-

sen!] – Ja! Es ist ja egal, wer es gesetzt hat. Das halte ich für völlig ausgeschlossen, dass dieses erreichbar und möglich ist. Nun schütteln Sie doch nicht schon wieder den Kopf. Das ist eine Daueraufgabe. Die bleibt der Gesellschaft auf alle Zeiten sozusagen gegeben. Die ist nicht so kurzfristig zu lösen. Und wenn wir sie bis 2020 lösen wollten, würden wir am Ende dastehen und sagen: Wir sind überhaupt noch nicht da angekommen, wo wir eigentlich hin müssen. – Dieses ist eine Fiktion, dieses Datum überhaupt als eine Zielvorstellung zu nennen.

Dass man seine Bemühungen in die entsprechende Richtung, wie von Ihnen dargestellt, im Sinne einer Bewusstseinsveränderung permanent fördern soll, anfordern muss, ist überhaupt gar keine Frage. Da haben wir gute Beispiele von Ihnen gehört und ganz exemplarisch noch mal das, was Frau Höhne bezüglich Ihres inklusiven Theaters dargestellt hat.

Das letzte Beispiel: Sie haben noch da unten stehen: „Initiative Haus der Statistik“. Da bin ich persönlich erst mal, wenn ich das sehe, eher skeptisch, ob Sie alle möglichen Formen der Behinderten bzw. der Flüchtlinge in dem Fall – plus auch Behinderungen – inkludieren können in diesem riesigen Areal – und das auch noch unter der Vorstellung, dass man die Anwohner einbezieht. Übrigens sehe ich gar nicht so viele Anwohner in der Gegend wie Sie, sondern das ist ein vor allem mit Büros und Ähnlichem ausgestatteter Bereich. Also ich glaube, das ist eher eine Fiktion.

Und entsteht da nicht sogar etwas, was wir eigentlich gar nicht wollen? Wenn wir die Berührung sozusagen mit der normalen Bevölkerung wollen, XY, dann muss ich es, glaube ich, eher differenzierter anlegen und nicht in einem so geballten Komplex. Da habe ich eher die Befürchtung, dass da so etwas wie eine Paralleleinrichtung entsteht, die bei uns gar nicht ankommt. Ich kenne das Projekt Cucula beispielsweise in Kreuzberg. Das halte ich für herausragend. Das wird auch, denke ich, gerade wieder von der Lotto-Stiftung unterstützt, um den Ausbau der Werkstätten dort voranzutreiben. Die betreiben eine Form von Mischung zwischen Ausbildern und Auszubildenden und dann in den deutschen Arbeitsmarkt zu integrierenden, sich aber nicht auf einen 40 000 Quadratmeter Nutzfläche umfassenden Gebäudekomplex orientieren. Das halte ich, ehrlich gesagt, eher für problematisch, gerade was die Integration auch mit der umliegenden Bevölkerung und der Stadtbevölkerung in Berlin angeht. Zu diesem Problem hätte ich von Ihnen gerne noch mal eine Antwort.

Vorsitzender Frank Jahnke: Danke, Herr Schlede! – Herr Brauer, bitte!

Wolfgang Brauer (LINKE): Vielen Dank für Ihre Ausführungen! – Ich habe jetzt von Ihnen vieran mehr an Informationen gehört, die ich verarbeiten muss, als dass ich jetzt irgendwelche Fragen noch zusätzlich in den Ring werfen sollte, könnte und wollte. Ich will das nicht vertiefen, denn wir diskutieren ja noch miteinander. Ich finde es nur spannend, wenn ich hier hören muss: Es ist ja völlig egal, ob die Landespolitik bzw. eine Landesregierung eine Zielvorgabe formuliert und sich zu der bekennt. Wenn sie irgendwann mitbekommt, dass sie sie doch nicht genau einhalten kann, wird auf Nachfragen hin gesagt: Na gut, das ist ja alles Vision und Daueraufgabe und alles Quatsch, und es ist völlig egal, wer es beschlossen hat. – Ich glaube, so etwas führt zu einem Glaubwürdigkeitsdefizit von Politik überhaupt in der Gesellschaft. Das finde ich schon mal höchst bedauerlich. Aber gut!

Ich möchte beim Kollegen Schruoffeneger anschließen, und zwar mit einer ganz konkreten Frage an die Senatskulturverwaltung. Es gibt einen Vorlauf in der Diskussion. Es gab bei ver-

schiedenen Senatsverwaltungen Arbeitsgruppen zum Thema Inklusion. 2006/2007 fanden, veranstaltet von der Arbeitsgruppe „Kultur barrierefrei“ der Senatskanzlei, insgesamt vier Sitzungen statt, in denen sich die Senatskanzlei – Kulturelle Angelegenheiten – mit diesem Thema beschäftigte. 2007/2008 dann nur noch zwei. 2008/2009 nur noch eine. Nun glaube ich nicht mehr ganz an Zufälle in diesem Geschäft. Herr Renner! Ich möchte gerne von Ihnen wissen: Gibt es diese Arbeitsgruppe „Kultur barrierefrei“ noch? Wie läuft die Arbeit weiter? Mit welchen Ergebnissen rechnen Sie noch so als Zielvorgabe im Laufe der Wahlperiode? – Das würde uns interessieren, denn der Ansatz, der seinerzeit gewählt wurde, auf Grundlage der diversen Analysen, was Behindertenpolitik bis hin zu qualifizierteren inklusiven Ansätzen in der Berliner Kulturszene anbelangte, war schon recht vielversprechend. Wir würden es sehr bedauern, wenn das tatsächlich wie viele andere Initiativen den stillen Tod stürbe.

Zweites Stichwort: Kulturelle Bildung. – Frau Gellhorn! Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie das angesprochen haben. Wir haben ein Rahmenkonzept. Das soll in Permanenz fortgeschrieben werden und wurde es bislang auch immer wieder. Nun ist Inklusionsarbeit auch ein klassisches Schwerpunktthema, und man kann es nicht nur an einer Senatspforte festmachen. Meine Frage an Sie – ich meine jetzt den Herrn Kultursenator, den Herrn Regierender Bürgermeister, ich meine auch den Staatssekretär –: Sind Sie im Gespräch mit der Partnersonatsverwaltung, was die Fortschreibung des Rahmenkonzeptes Kulturelle Bildung unter einer stärkeren Betonung des Inklusionsgedankens anbelangt? Ich meine den Inklusionsgedanken nicht so, wie es in einigen Bereichen der Schulpolitik läuft: Wir lösen jetzt mal Schwerpunkteinrichtungen auf, packen das zu den sogenannten Normalos, und nennen das Ganze dann Inklusion. – Sie wissen, was ich meine. Ich muss das nicht vertiefen. Frau Höhne hat sehr beeindruckend dargestellt, dass eigentlich, wenn man denn schon einen solchen Weg geht, der umgekehrte der zielführendere ist. Das fand ich beeindruckend.

Dritte Frage – sehr konkret an die Anzuhörenden –: Ich möchte von Ihnen wissen, ob Sie die Internetangebote unserer Landeskultureinrichtungen hinsichtlich Inklusionsprofilen und hinsichtlich des Umgangs mit Menschen, die unter erschwerteren Bedingungen versuchen möchten, an öffentlichen Kulturangeboten, die das Land zur Verfügung stellt – durch Finanzierung –, zu partizipieren, für ausreichend halten. Oder gibt es da Verbesserungsbedarf?

Vierte Frage – auch mehr an den Senat –: Mir geht es ähnlich wie dem Kollegen Schruoffeneger. Eine Einrichtung, die sich jetzt „KulturLeben“ nennt, ehemals „Kulturloge“, hat diverse Erfahrungen auf dem Feld Partizipation etc. pp. gesammelt. Die – damals noch – „Kulturloge“ hatte eine Veranstaltungsreihe im Jahr 2012 ausdrücklich zu Inklusion und kultureller Teilhabe. Befund unterm Strich, Fazit sozusagen: Es gibt einen enormen Handlungsbedarf. – Meine Frage an den Senat: Haben Sie zur Kenntnis genommen, was dort an Initiativen ablieft? Haben Sie mit den Veranstalterinnen und Veranstaltern hinsichtlich möglicher Schlussfolgerungen aus diesem Erfahrungspotenzial gesprochen? – Vielen herzlichen Dank! Mehr Fragen haben wir im Moment nicht.

Vorsitzender Frank Jahnke: Herr Magalski, bitte!

Philipp Magalski (PIRATEN): Vielen Dank, Herr Vorsitzender! Vielen Dank auch an die Anzuhörenden für die doch sehr ausführliche Beschreibung der einzelnen Anliegen! – Wir freuen uns insbesondere, dass auch Inklusion im Kulturbereich heute nicht mehr nur als die Inklusion von Behinderten oder Menschen mit Defiziten angesehen wird, sondern da auch die

Arbeit mit Geflüchteten einfließt, was wir heutzutage auch als sehr wichtig empfinden. Es zeigt sich auch an den Konzepten, die gerade vorgestellt wurden, dass das auch berücksichtigt wird. Frau Gellhorn hat das extra noch einmal betont, dass wir Inklusion weiter denken müssen, als sie noch vor einigen Jahren angedacht war. Wir vollziehen meiner Meinung nach den Wandel von Integration zu Inklusion Gott sei Dank auch schneller. Also in den Köpfen findet sie meiner Meinung nach auch schneller statt. Das passiert natürlich auch aufgrund der Aufklärung der verschiedenen Institutionen, die hier engagiert sind.

Meine Frage bezüglich des Projektes beim Haus der Statistik ist, inwieweit vielleicht auch Überlegungen zu den notwendigen baulichen Veränderungen in dem Bereich vorangeschritten sind, da wir auch gleichzeitig einen Vertreter der BIM hier haben. Können Sie vielleicht aus Ihrer Sicht einschätzen, inwiefern hier eine Bewertung möglich ist, wie die barrierefreien Zugänge zu Arbeitsräumen auch im Haus der Statistik möglich gemacht werden könnten?

Natürlich auch eine Frage an den Senat: Wie bewerten Sie dieses Konzept, das u. a. vom Bezirksbürgermeister von Mitte, Herrn Hanke, mitgetragen wird, der auch an dieser Initiative beteiligt ist? Welche Vorgespräche oder Gespräche hat es hierzu schon gegeben oder wird es noch geben?

Im letzten Jahr hieß es auf der Tagung „Mind the Gap“, dass sich der Deutsche Kulturrat bemüht habe, eine Art innerstaatliche Koalition aufzubauen, insbesondere zur Umsetzung des Themas „Kulturelle Teilhabe“. Insofern, Frau Gellhorn, hat sich der Kulturrat dort schon bemerkbar gemacht, er sei hierbei allerdings an den großen Kulturinstitutionen gescheitert, die dies nicht als ihre Aufgabe sehen. Frage dazu: Wie sieht es hierbei in Berlin aus? Gab es in Berlin auch entsprechende Bemühungen bzw. Widerstand? Waren Sie hier im Raum vielleicht auch an diesen Bemühungen beteiligt, Frau Gellhorn oder Frau Höhne? Haben Sie in der Hinsicht etwas gehört?

Eine weitere Frage an den Senat: Im Positionspapier der „Berliner Denkwerkstatt Kulturelle Bildung“ wurde angeregt, das Thema Inklusion im Bereich des Projektfonds schon in der Konzeptionierung der Projekte stärker zu berücksichtigen. Die aktuellen Förderkriterien des Projektfonds erwähnen das Thema Inklusion jedoch nicht explizit – für keine der Fördersäulen. Jetzt ließ die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft am 23. September wissen, es gebe vier Arbeitsgruppen, die sich mit dem Papier auseinandersetzen, jedoch noch nicht, zu welchem Ergebnis diese gekommen sei. Deswegen schließe ich mit meiner Frage an Herrn Brauer an: Inwieweit sind jetzt doch schon Ergebnisse sichtbar? Wenn noch nichts Konkretes vorliegt, wann ist damit zu rechnen? Ist die Kulturverwaltung hieran überhaupt beteiligt, insbesondere beim Thema Inklusion? Sind Sie als Anzuhörende und Praktikerinnen in diesen Arbeitsgruppen vielleicht auch schon beteiligt? Wenn nicht, wer ist tatsächlich in diesen Arbeitsgruppen beteiligt? Können wir die Namen der Beteiligten erfahren? Können Sie Namen nennen?

Viertens: Gibt es für die Berliner Kultureinrichtungen so eine Inklusionsatlas, oder ist so etwas geplant? Wie steht es mit der Datenerhebung für die einzelnen Einrichtungen? Wie vollständig sind bestehende Datengrundlagen hinsichtlich der Nutzerinnen und Nutzer und hinsichtlich des Audience Developments?

Fünftens: Im Punkt 6 – Teilhabe – der „10 behindertenpolitischen Leitlinien des Landes Berlin zur nachhaltigen Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention bis zum Jahr 2020“ nimmt SenKult eine Steuerungsaufgabe für kulturelle Teilhabe an. Ist diese schon systematisiert worden? Wie wird mit welchen Einrichtungen jeweils gesprochen? Wie wird durch Zuwendungen und Förderung konkret darauf hingewirkt, dieses umzusetzen? Haben Sie intern bereits einen Maßnahmenkatalog dazu erstellt, oder wie genau sehen die Zielmargen aus? Sind diese quantifizierbar? Bis wann gibt es dazu einen Arbeitsstand, den Sie auch dem Abgeordnetenhaus vorlegen können? – Vielen Dank!

Vorsitzender Frank Jahnke: Danke, Herr Magalski! – Bitte, Frau Lange!

Brigitte Lange (SPD): Vielen Dank! – Ich glaube, dass wir mit dem Zehn-Punkte-Programm doch schon ganz schön weit sind, weil wir wissen, dass es darum geht, dass man nicht nur räumliche Barrieren, sondern auch mentale und finanzielle Barrieren abbauen muss. Das Thema „Bewusstsein schaffen“ ist z. B. eines dieser zehn Punkte. Dafür haben wir auch heute diese Veranstaltung hier im Kulturausschuss. Barrierefreiheit schaffen – auch da sind wir auf einem guten Weg. Beteiligung, Teilhabe, Selbstbestimmung, Gleichbehandlung – das sind die Punkte, die zu diesem Programm gehören. Ich habe mich sehr intensiv mit dem Thema befasst und bin der Meinung, dass wir da im Verhältnis zu anderen Metropolen schon ganz schön weit sind. Natürlich können wir nicht alles schaffen. Es ist auch eine große finanzielle Herausforderung, aber ich glaube, dass wir da auf einem guten Weg sind.

Es gibt auch einige gute Beispiele aus dem Kulturbereich, das ist z. B. die Berlinische Galerie, die meiner Meinung nach wegweisend ist. Es gibt in der Deutschen Oper und im Konzerthaus Berlin sogenannte Induktionsschleifen für Menschen mit Hörbehinderungen. „Komödie und Theater am Kurfürstendamm“ haben eine Infrarotanlage für Schwerhörige. Im Ballhaus Naunynstraße wird ein Aufzug angebaut, damit man die Menschen, die mit Rollstühlen kommen, nicht mehr die Treppe herauf- und heruntertragen muss. Das sind alles Beispiele dafür, dass es in Berlin vorangeht. Wie gesagt, alles auf einmal können wir nicht schaffen, aber wir sind auf einem guten Weg.

Vorsitzender Frank Jahnke: Danke schön! – Jetzt hatte jede Fraktion einmal das Wort. Ich habe auf der Liste nur noch Frau Kahlefeld. Ich schlage vor, wenn noch jemand auf die Redeliste will, sich jetzt zu melden, ansonsten schließen wir die Redeliste, weil wir heute noch mehr auf dem Programm haben. – Okay, dann ist Frau Kahlefeld die Letzte. – Bitte schön!

Dr. Susanna Kahlefeld (GRÜNE): Vielen Dank! – Vielen Dank an die Anzuhörenden! Ich muss allerdings sagen, ich bin etwas irritiert von der Einladung des Raumlabor Berlin, weil ich den Eindruck habe, dass die Tatsache, nicht hören zu können, einen Rollstuhl benutzen zu müssen oder nicht sehen zu können, überhaupt nichts mit Flucht oder mit der Prägung durch eine nichteuropäische Kultur zu tun hat. Wenn ich in Peking in die Peking-Oper gehe, dann brauche ich eine andere Hilfe als ein Chineser, der mich begleitet und zufällig blind ist. Genauso ist es hier auch. Diese Vermischung finde ich ausgesprochen unglücklich. Im schlimmsten Fall werden durch diese Vermischung der Diskurse Menschen mit körperlicher Beeinträchtigung ausgebürgert, obwohl jemand, der nur nichts sieht, durchaus mit europäischer Musik vertraut sein kann, wie die wenigsten hier. Und umgekehrt besteht die Gefahr, dass jemand, der durch eine andere Kultur geprägt ist, behandelt wird wie jemand, der ein körperliches Defizit hat. Das ist etwas ganz anderes. Ich finde das irritierend.

Ich weiß, dass im Integrationsdiskurs, wo es um kulturelle Vielfalt geht, der Begriff Inklusion sehr gern verwendet wird, weil er ein fortschrittlicheres Konzept darstellt. Integration besagt vom Begriff her, dass man Menschen in eine Gruppe hinein nimmt, wo aber die Gruppe schon besteht. Inklusion bedeutet vom Begriff her, dass die Gruppe in sich vielfältig ist, und deswegen wird auch im Integrationsdiskurs dieser Begriff gern verwendet. Wahrscheinlich ist dadurch diese Situation hier entstanden, aber de facto ist es so, dass es sich um vollkommen unterschiedliche Arten des Abbaus von Zugangsbarrieren oder -schwierigkeiten handelt. Wenn wir hier davon sprechen, dass der Prozess in den Köpfen stattfinden muss, um voranzukommen, dann gehört dazu auch, dass man sauber differenziert und guckt, welche Zielgruppe man im Auge hat und in welche Richtung die Kultureinrichtungen geöffnet werden sollen.

Also eine kulturelle Vielfalt: Warum kann ich in der Philharmonie eigentlich nie ein klassisches Oud-Konzert hören? – Weil das in Europa als U-Musik gilt. Das geht bis hin zur GEMA, wo die Künstler für ihre Platten weniger Geld bekommen, was vollkommen absurd ist. Aber ich kann in der Philharmonie kein Oud-Konzert hören. Das hat etwas mit kultureller Vielfalt zu tun und ist etwas ganz anderes als das, worüber wir hier vollkommen zu Recht sprechen, weil das ein wichtiges Thema ist. Und wenn man dann ein Oud-Konzert in der Philharmonie hat, dann mag der Mensch, der einen Rollstuhl braucht, bitte den Zugang in die Philharmonie bekommen, aber die Benutzung des Rollstuhls hat nichts damit zu tun, dass man da eine andere Form von klassischer Musik hat. Diversity ist eben nicht einfach – so als Marmelade zusammengekocht – alles das, was nicht weiß, Berlin, Mittelstand, männlich ist. Die kommen dann alle in einen Topf, das rühren wir, und dann beschäftigen wir uns mit Inklusion und Integration. Ich glaube, da laufe ich hier offene Türen ein. Keiner und keine von Ihnen wird das so annehmen oder die Begriffe so verwenden.

Meine Frage lautet: Was passiert denn schon an den Häusern? – Sie haben bereits einige Dinge genannt. Wir alle hätten etwas davon, wenn wir mal eine Bestandsaufnahme machen würden, was tatsächlich an Inklusionsmaßnahmen ergriffen wird. Das wird sehr unterschiedlich sein. Eine Ausstellung muss sich anders öffnen, z. B. durch eine andere Beschriftung, als ein Konzerthaus oder ein Theater. Das muss zielgruppenspezifisch sein, und da geht es tatsächlich auch viel um die Technik. Ich würde also die Technik da doch sehr hoch hängen, weil die Ermöglichung des Zugangs, wenn es um körperliche Handicaps geht, doch etwas mit der Überwindung von Barrieren zu tun hat – andere Schriftgröße, worüber gesprochen wurde, Farben und Rampen. Was gibt es da schon? – Ich glaube, wir brauchen eine Bestandsaufnahme, auf deren Basis wir gucken könnten, wo man nachsteuert – entweder im Diskurs, durch Veranstaltungen – Frau Gellhorn hat darauf hingewiesen –, oder um zu sehen, wo, in welcher Höhe und wofür finanzielle Zuwendungen notwendig sein könnten. Das kann man aber nur auf der Basis dessen machen, was schon passiert und was darüber hinaus eventuell noch notwendig ist und fehlt.

Vorsitzender Frank Jahnke: Vielen Dank! – Der Senat wurde oft angesprochen, und deswegen möchte ich ihm zuerst das Wort geben. – Bitte, Herr Staatssekretär!

Staatssekretär Tim Renner (SKzl-Kult): Vielen Dank! – Ich möchte zunächst kurz auf Herrn Schruoffeneger eingehen: Die zehn Punkte, an denen wir hier arbeiten, sind im Juli 2015 beschlossen worden und insofern noch vergleichsweise frisch. Dennoch gehe ich gern auf die Frage ein, wo wir in diesem Prozess stehen respektive wie man diesen steuert. Ein

Steuerungsmittel, das wir haben, sind die Quartalsgespräche. Wie Sie wissen, haben wir aus gutem Grund keine künstlerische Hoheit über unsere Häuser, aber wir haben selbstverständlich die Möglichkeit, uns mit ihnen abzulegen, auch mit ihren Ergebnissen in den Quartalsgesprächen. In diesen Quartalsgesprächen wird das regelmäßig thematisiert, und insofern ist mittlerweile verlässlich davon auszugehen, dass in einem vierteljährlichen Rhythmus alle Institutionen mit diesem Thema konfrontiert und dazu hinterfragt werden.

Ein weiteres Steuerungsmittel, das wir haben, sind die Förderkriterien – in dem Moment, wo es von unserer direkten Steuerung ausgeht. Hier haben wir zuerst mit dem HKF ein Pilotprojekt. Das ist die Checkliste zur Konzeption und Gestaltung von barrierefreien Ausstellungen, die wir zugrunde gelegt haben. Das sind Förderkriterien, die mittlerweile für den Hauptstadtkulturfonds ab 2016 gelten, aber vorher schon angewandt wurden. Der Vorteil war, dass wir schon 22 Anträge hatten, die direkt aus diesem Bereich kamen, mit einer Förderquote von 15,4 Prozent, darunter auch wieder die Berlinische Galerie mit der Ausstellung „Erwin Wurm“, 2016.

Frau Lange erwähnte es bereits: Die Berlinische Galerie geht als eines unserer Häuser bei der Vermittlung – Ich muss immer darauf hinweisen, dass die Barrierefreiheit drei Facetten hat – zum einen der Produktion, wie das Frau Höhne hervorragend macht und wie das auch Frau Gellhorn in ihrer Galerietätigkeit abbildet. Dann gibt es die Dimension der Vermittlung in einer barrierefreien Art und Weise, und es gibt die Dimension des räumlichen Zugänglichmachens. Zumindest in den letzten beiden Punkten ist das strahlende Beispiel die Berlinische Galerie. Egal, ob bei der Ausstellung „Tobias Zielony“ oder „Wien – Berlin“ oder „Max Beckmann und Berlin“: Jedes Mal gab es für hör- oder für sehbehinderte Menschen besondere Angebote und Vermittlungsformen, um diese Menschen aus dem Kulturerlebnis nicht auszuschließen.

Genauso sind wir mittlerweile bei der DKLB-Stiftung dazu übergegangen, das gesamte Thema Barrierefreiheit zu einem Förderschwerpunkt zu machen. Wir haben dort eine Förderquote von 20 Prozent bei allen Anträgen, die bei der DKLB eingingen. Um nur mal den letzten DKLB-Lauf zu nennen: die Şehitlik-Moschee, die Französische Friedrichstadtkirche, aber auch das Yaam – unter dem Aspekt: Zugänglichmachung für Menschen mit einer Gehbehinderung. – So viel zu der Frage, inwieweit wir dort direkt steuern können.

Sie sprachen noch an, inwieweit wir in den regulären anderen Kulturbetrieb eingreifen können. Wir würden nie von einem regulären anderen Kulturbetrieb reden. Für uns sind Ramba-Zamba und Dinge wie „Insider Art“ Bestandteil des regulären anderen Kulturbetriebs. Es geht eben darum, gemeinschaftlich zu denken und eher zu verschränken. Das, was mich gerade bei Angeboten wie RambaZamba besonders beeindruckt, das ist: Ich kenne niemanden, der dort war und mir erzählt hätte, es sei beeindruckend gewesen, was dort mit Menschen *trotz* ihrer Beeinträchtigung gemacht werden konnte, sondern ich hörte immer nur von Menschen, die mir erzählten, wie toll sie den Abend fanden. Ich halte das für das Entscheidende, dass man mit Menschen in einer Form umgeht, die zeigt, wie sehr sie halt auch Kunst und Kultur produzieren und wie weit sie andere Menschen berühren, und das gelingt ihnen ganz offensichtlich.

Bezogen auf die Frage, inwieweit wir auf den Galeriebetrieb Einfluss nehmen können: Eigentlich nicht wirklich, denn der Galeriebetrieb – das obliegt wiederum den Kollegen von

SenWiTechForsch – ist ein wirtschaftlicher Betriebsbereich, wobei sich dort, wo wir uns mit engagieren können, die Frage stellt: Wen fördern wir? – Es befanden sich in der Vergangenheit und werden sich in der Zukunft noch mehr bei Förderanträgen gerade für bildende Künstler und den zahlreichen Stipendien, die wir gerade aufgelegt haben, Menschen mit Beeinträchtigung und Behinderung befinden, auch wenn wir zugeben müssen, dass nicht jeder Förderantrag dahin gehend überarbeitet werden konnte, dass er wirklich selbst in sich schon barrierefrei ist, auch wenn uns in vielen Punkten, die schon angesprochen wurden, wie Schriftgrößen und Ähnliches, die Digitalisierung entgegenkommt, weil diese teilweise einfach nur eine Frage der Einstellung an einem Computer sind: Inwieweit werden Dinge abgebildet oder können vom Computer verlesen werden?

Zu den Punkten, die Herr Brauer angesprochen hat: Bei den von Ihnen thematisierten Jahren 2006, 2007 und 2008 war leider keiner der drei hier Anwesenden der Senatsverwaltung für Kultur in selbiger tätig, und ich kann Ihnen deshalb auch nicht genau begründen, weshalb diese Vier-zwei-eins-Rückschritte, die Sie beobachtet haben, damals Zustände kamen. Wir können Ihnen nur bestätigen, dass wir mit einer schönen Regelmäßigkeit zweimal pro Jahr – wie festgelegt – die AG „Kultur barrierefrei“ haben und diese Aufgabe sehr klar wahrnehmen.

Zu den Förderbedingungen habe ich schon ausgeführt, dass wir da einen Schwerpunkt mit dem Projekt HKF und eben halt auch mit der DKLB gelegt haben. Ansonsten hat SenBild-JugWiss, unter deren Federführung das Projekt für kulturelle Bildung steht, dieses Thema auch regelmäßig und sieht sich da auch zuständig und wird von uns auch in Form der eigenen AG unterstützt.

Bezogen auf die Vermittlung des Angebots – also die von Ihnen angemahnte Aufgabe, wie wir es hinbekommen, dass Menschen mit Beeinträchtigung bzw. Behinderung auch in der Lage sind, vom Kulturprogramm Kenntnis zu nehmen –: Normalerweise liegt die Kommunikation bei den einzelnen Häusern, die das in unterschiedlicher Qualität machen. In der Tat liegt uns das Projekt vor, aber es geht noch nicht über das frühe Projektstadium hinaus, nämlich darüber nachzudenken, wie wir es hinbekommen, eine zentrale Vermittlungsplattform mit dem gesamten Kulturangebot der Stadt zu entwickeln, und zwar so, dass es wirklich von jedem erreicht werden kann. Diese Anregung nehmen wir nicht nur mit, sondern an der sind wir schon dran.

Herr Magalski – zum Haus der Statistik –: Sie kennen meine Einstellung dazu. Wir begrüßen diese Überlegungen und finden es sehr gut, dass in dieser Stadt so frei gedacht wird, aber wir sehen das natürlich aus dem Blickwinkel der Kulturverwaltung. Das heißt, als Kulturverwaltung finden wir es sehr richtig, gerade geflüchtete Menschen direkt in Bezug mit der Kultur zu bringen. Wir finden es auch sehr richtig, die Kultur in die Mitte der Stadt zu setzen und sich direkt mit dem Umfeld abzugleichen. Inwieweit das nachher im Sinne einer Finanzierung machbar wäre und in welcher Geschwindigkeit das sinnvoll gestaltet werden könnte, wird nach meiner Kenntnis gerade noch untersucht, und dann werden wir uns mit anderen Bereichen des Senats auseinanderzusetzen haben, die vielleicht aus ihren Blinkwinkeln anders auf dieses Objekt gucken, als wir es sympathisierend tun.

Ich bin schon mal auf die Förderkriterien eingegangen. Zu Ihrer Nachfrage zur Denkwerkstatt, wann diese denn ihren Niederschlag finden wird: Die Denkwerkstatt hat stattgefunden. Sie wird kommentiert und befindet sich quasi im endredaktionellen Stadium. Im April 2016

ist mit dem Ergebnis zu rechnen, und bezogen auf das, was die Denkwerkstatt herausgefunden hat – das, was Sie angemahnt haben –, nämlich das Thema der Inklusion – breit gedacht –, gehen wir fest davon aus, dass das vorkommen wird.

Sie fragten nach einem Atlas dazu, wer wie was in Sachen Inklusion macht. Dergleichen gibt es nicht. Das wird nicht separat erhoben, sondern in Einzelgesprächen ist es uns präsent, aber – das betrifft die Frage von Frau Kahlefeld – es wird sowohl für Sie als auch für uns spätestens im Behindertenbericht 2015 präsent werden, der von SenGesSoz ausgeht, aber wo wir schon zuliefern – gerade, was unsere Bereiche angeht. Da haben Sie es dann auch noch mal Schwarz auf Weiß, was das tatsächliche Update ist, und mit dem ist spätestens im Laufe des Jahres zu rechnen.

Vorsitzender Frank Jahnke: Vielen Dank, Herr Staatssekretär! – Ich bitte nun die Anzuhörenden, kurz auf die an sie gerichteten Fragen zu antworten. Das machen wir in umgekehrter Reihenfolge. – Bitte, Frau Hofmann, Sie beginnen!

Andrea Hofmann (Raumlabor Berlin, Initiative Haus der Statistik): Erst einmal möchte ich mich entschuldigen, dass hier Irritationen bezogen auf die Einladung entstanden sind, aber man nimmt natürlich auch gern Einladungen entgegen, obwohl man weiß, dass es vielleicht nicht hundertprozentig in die Richtung passt. Wenn man bei dem Thema Integration bleibt und da auch noch mal guckt: Vorhin wurde das Projekt Cucula erwähnt, und Cucula ist Mitinitiator des Hauses der Statistik ist, und zwar gezielt, weil man sich aufgrund der Erfahrungen, die bei diesem Projekt gemacht wurden, vorstellen kann, das auch in größere Strukturen zu überführen. Von daher ist Cucula ein Befürworter. Das sage ich auch, weil gerade vorhin die Größe des Hauses angesprochen wurde.

In meiner Darstellung gehe ich noch mal auf das zurück, weil es klar zeigt: Das, was dort geplant ist, wird keine komplette Flüchtlingsunterkunft, sondern es ist eine Mischung geplant, die durch verschiedene Bausteine entstehen soll, damit dort eine Integration stattfinden soll. Ein großer Baustein an dieser Stelle sind Kunst und Kultur, und zwar etwa, was nicht nur rein über die Flüchtlinge ausgefüllt wird, sondern dort ergibt sich eine Schnittmenge, wo sich Berliner Kultur und Künstler mit geflüchteten Künstlern treffen, damit dort ein Austausch stattfinden kann. – Ähnlich ist es im Bildungsbereich und vor allen Dingen in dem Bereich „Kultur und Begegnung“. Da will man Initiatoren finden, um dort etwas zu schaffen, was es so bisher nirgendwo in Deutschland gibt und was in Berlin vielleicht ein Leuchtturmprojekt sein könnte – und das am Alexanderplatz.

Zu Ihrer Frage, ob es dort überhaupt Wohnungsnachbarn gibt: Ja, aber nicht mit Blick auf den Alexanderplatz, dem man mit diesem Projekt vielleicht auch etwas entgegensetzen möchte, indem man sagt, dass man dort eine Menge an kommerziellen Strukturen hat und es guttun würde, wenn dort eben mal eine Kultureinrichtung entsteht, nämlich etwas, was an dieser Stelle einen Anker setzt. Rückwärtig – das ist hier nicht dargestellt, aber man kann es sich vorstellen – hat man die großen Wohnungsblöcke entlang der Karl-Marx-Allee, wo sehr viel Wohnen angesiedelt ist. Ich glaube, das hätte halt dadurch eine Stärkung. Und im rückwärtigen Teil des Hauses der Statistik hat man Freiflächen, die derzeit nur als Parkplätze genutzt werden, sodass es dort noch eine Erweiterungsmöglichkeit an Freiflächen auch für die benachbarten Anwohner gäbe.

Ich habe mir noch die baulichen Maßnahmen aufgeschrieben, wobei teilweise auch die BIM angesprochen wurde. – Ja, dieses Haus befindet sich im Moment nicht im erfreulichsten Zustand. Das sieht man, wenn man vorbeifährt. Es hat keine Fenster mehr, wodurch der Witterungsschutz nicht mehr gegeben ist. Wir haben dort in einer Begehung mit Fachleuten festgestellt, dass der Bauzustand trotzdem so ist, dass er, wenn man die Chance hat, relativ schnell reagieren zu können, schnell wieder in einen nutzbaren Zustand versetzt werden könnte. Man darf sich jedoch keine Illusionen machen, denn auf jeden Fall ist dort dadurch, dass dieses Gebäude seit 2008 nicht mehr genutzt wurde, Geld in die Hand zu nehmen.

Zum Thema Barrierefreiheit: Man hatte dort schon früher ein Augenmerk auf die Barrierefreiheit, weshalb wir an diesen Stellen eine gute Situation vorfinden, die sehr schnell wiederherstellbar wäre, sodass eine gute Nutzung möglich wäre und man auch schnell sonstige Kultur- und Kunstinstitutionen ansprechen könnte. – Das waren die Hauptpunkte, die ich mir notiert hatte. Falls ich etwas vergessen habe, müssten Sie mich daran erinnern. – Danke!

Vorsitzender Frank Jahnke: Danke, Frau Hofmann! – Bitte, Frau Höhne!

Gisela Höhne (Theater RambaZamba): Zum Thema Freizeit – Beschäftigung und Möglichkeit für Menschen mit Behinderung: Das ist nach wie vor sehr schwierig, weil die Sozialämter das, was man den Familien gibt, quasi wie eine Gnade behandeln. Es gibt das persönliche Budget, das eine tolle Chance sein könnte – es wird „Eingliederung in das gesellschaftliche Leben“ genannt –, um das zu unterstützen. Ich habe das für meinen Sohn durchbekommen, aber wir haben das für fast niemanden in unserer Theatergruppe – für die Freizeitarbeit, nicht für den Beruf – durchbekommen. Jedes Sozialamt kann es anders machen und macht es anders. Es heißt dann glatt: Nein, das fällt in den Bereich der Krankenkasse! – Wenn es demjenigen guttut, heißt es: Das ist doch mehr Rehabilitation, das muss die Krankenkasse bezahlen. – Es ist jedenfalls unglaublich, wie sich da herausgewunden wird. Wenn die Eltern nicht sehr alert sind, ist es sehr schwierig, dort eine Unterstützung zu bekommen.

Schwierig ist es auch in dem Moment, wo die Teilnehmer in Wohngruppen leben, weil es dann kein persönliches Budget gibt. Das heißt, die Betreuer aus der Wohngruppe müssten jemanden hinbringen, aber die haben in dieser Gruppe noch zwei Rollstühle, so dass das schon mal nicht geht. Wir lassen beispielsweise für den Freizeitbereich die Künstler abholen. Das machen wir seit 25 Jahren. Früher gab es Vereine, die es alle nicht mehr gibt. Das ist alles wegklassifiziert. Wir arbeiten also mit Menschen, die „Arbeit statt Strafe“ machen, und die bringen dann quasi die Teilnehmer, die Künstler zu den Gruppen. Die Gruppenbeiträge erlassen wir dann meistens, weil es einfach zu wenig ist.

Kurioserweise haben wir vor fünf Jahren erreicht – nach dieser Veranstaltung –, dass die Bringdienste für die Berufsschauspieler auch abends kommen. Das war wunderbar, und darüber waren wir auch glücklich, aber mit der Zeit hat sich herausgestellt: Es gibt nur eine einzige Firma, die das in Berlin macht. Sie hat das Monopol und bestimmt nun auch wieder, wann sie kommt. Jetzt machen sie es ganz preiswert: Alle Rollis kommen in ein Fahrzeug und fahren eine Stunde länger durch Berlin. – Das alles sind Dinge, wo man sagt: Da müsste das und das passieren! – Aber das gehört jetzt nicht in diesen Ausschuss, sondern das müsste von der Senatsverwaltung für Soziales gelöst werden.

Was auch nicht hierher gehört – aber um das zu flankieren: Die Deutsche Bahn hat maximal zwei Plätze – nicht einmal in jedem Zug – für Elektrorollis. Wenn Sie jetzt mit einer Theatergruppe mit vier Rollstuhlfahrern unterwegs sind, dann ist das schon ausgeschlossen. Sie müssen sich aufteilen, und alles wird kompliziert. Die wirkliche Teilhabe ist also doch ein bundes- bzw. europaweites Problem.

Wir hatten uns an der Kulturloge beteiligt, und wir haben regelmäßig auch Karten zur Verfügung gestellt. Das machen wir immer noch, und ich halte das übrigens für eine gute Sache. Wir sind weniger die Teilnehmer, sondern wir geben die Karten dorthin.

Ich habe mir noch einen Punkt aufgeschrieben, die zwar keine Frage von Ihnen war, aber vielleicht ist es doch ein bisschen bezeichnend: Der ausgelobte Grüters-Preis für Theaterprojekte enthält kein einziges inklusives Theaterprojekt. Damit werden tolle Theater unterstützt. Ich weiß nicht, ob Sie es mitbekommen haben: Das ist ein ziemlich großer Preis, der von der Beauftragten für Kultur und Medien ausgelobt wurde. Für kleine und kleinere Theater ist das ein Ermutigungspreis, aber es nicht ein Theater dabei, das einen inklusiven Ansatz hat. – Hatten Sie noch Fragen an mich gerichtet, die ich mir nicht aufgeschrieben habe? – Das ist nicht der Fall.

Vorsitzender Frank Jahnke: Vielen Dank, Frau Höhne! – Bitte, Herr Henniger, Sie haben das Wort!

Christian Henniger (Berliner Immobilienmanagement GmbH – BIM –): Soweit ich das mitbekommen habe, wurde an die BIM lediglich eine Frage gestellt, zu der von meiner Seite zu bemerken wäre: Fachlich die Machbarkeit einer solchen baulichen Veränderung einzuschätzen, das wird mein Haus sicherlich können. Ich muss aber darauf hinweisen, dass dieses Gebäude meines Wissens im Moment noch der BIImA gehört. Wir haben dort nicht den Kenntnisstand, den wir regelmäßig im SILB bei den landeseigenen Gebäuden haben, und insoweit kann ich den Aufwand im Moment nicht seriös beurteilen.

Ergänzend dazu: Man hat hier zwar ein erstes Nutzungskonzept, aber um das technisch zu bewerten, müsste man das sicherlich präzisieren. Sicherlich wird man dann das Thema Barrierefreiheit nicht von anderen technischen Aspekten lösen können. Ich weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich würde das schon unter die Hochhausrichtlinie fallen. Es sind dort sicherlich Baustoffe verwendet worden, die nicht mehr zeitgemäß sind. Wenn man da also eine seriöse Beurteilungsgrundlage schaffen will, dann macht man das nicht für einen Euro und fünfzig Cent und auch nicht in drei Tagen. Dazu müsste ich mich dann mit entsprechenden Gesprächspartnern noch mal etwas intensiver hinsetzen.

Vorsitzender Frank Jahnke: Vielen Dank, Herr Henniger! – Zum Abschluss hat Frau Gellhorn das Wort. – Bitte sehr!

Bea Gellhorn (Geschäftsführung der Online-Galerie für Insider Art, Berlin): Ich gehe noch mal kurz auf den Verbesserungsbedarf für Internetangebote ein. Aus meiner Sicht kann ich sagen: Ja, das ist bei den Kultureinrichtungen sehr schwierig. Es ist immer ein bisschen ein Stiefkind. Es ist immer zu wenig Geld da, und alles ist punktuell. Wenn sich also jemand in Berlin erkundigen möchte, wo inklusive Angebote oder insbesondere barrierefreie Angebote zu finden sind, dann ist das schwer. Auch Angebote wie Wheelmap, die es gibt, sind in dem

Fall nur für Rollstuhlfahrer. Bei einem inklusiven Verständnis sollte es Websites geben, wo man konstant und kombiniert Angebote diesbezüglich findet. Also das fehlt tatsächlich.

Eine weitere Schwierigkeit besteht bei Künstlern, die zum Teil sehr gut ausgebildet sind und ursprünglich den Weg einschlagen wollten, professionell zu arbeiten, und die den Berufswunsch haben, als Künstler zu arbeiten. Diese Künstler werden jedoch in unserem Land und auch in den Jobcentern permanent abgeschmettert. Das sind schwierige Voraussetzungen, und gerade deswegen kämpfen wir sehr für das neue Bundes teilhabegesetz. Es gibt keine Rücklagenbildung und faktisch kaum Möglichkeiten, sich realistisch als Künstler selbstständig zu machen. Deswegen halte ich es für wichtig, immer wieder auch die Kompetenz von Kunst- und Kulturschaffenden mit Behinderung einzubinden, sprich: für sie als Experten Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen.

Was die Zielgruppendifferenzierung angeht, ist mein Verständnis – so erlebe ich das auch –, dass man von der Zielgruppendifferenzierung weg kommt und sagt: Wir brauchen Strukturen, wo jeder teilhaben kann, ohne sich outen zu müssen, welche Art der Behinderung er hat und welcher Sexualität oder Orientierung oder welchen sonstigen Strukturen er angehört. Das heißt, wir brauchen Texte, die die unterschiedlichsten Menschen verstehen, und eine Willkommenskultur – sprich: Da, wo wir nicht perfekt sind, in Sachen Barrierefreiheit, dass wir einfach von Haus aus eine Kultur haben und dass wir nachfragen: Können wir behilflich sein? – Das ist z. B. oft bei Ausschreibungen so. Ich weiß das von den Künstlern mit Behinderung. Die kommen oft nicht mit den Texten und Formularen klar, können vielleicht nicht entsprechend die Mappen, die gefragt sind, anfertigen. Da hilft es manchmal, wenn gesagt wird: Ja, dann kommen Sie einfach kurz persönlich vorbei! Wir gucken, wie wir Ihnen helfen können. – Da können wir also ganz unten mit kleinen Schritten anfangen. – Danke schön!

Vorsitzender Frank Jahnke: Vielen Dank, Frau Gellhorn! Vielen Dank allen Anzuhörenden für die breite Diskussion! Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tagesablauf! – Auf Wiedersehen! – [Allgemeiner Beifall] – Bitte, Herr Schruoffeneger!

Oliver Schruoffeneger (GRÜNE): Ich habe nur eine Bitte, weil Herr Renner gesagt hat, es wird sowieso in den Quartalsgesprächen abgefragt, was die einzelnen Einrichtungen machen: Können Sie uns vielleicht mit der nächsten Berichterstattung, die wir von den Theatern bekommen – sie steht im April oder so ähnlich an –, immer eine Zeile mit dem Ergebnis des letzten Quartalsgesprächs darunter schreiben. Dann haben wir das in die reguläre Berichterstattung integriert und müssen das nicht gesondert abfragen. Das ist, glaube ich, nicht kompliziert, wenn Sie es sowieso machen.

Vorsitzender Frank Jahnke: Ist das machbar? – Gut, okay! Das wird aufgenommen. – Die Besprechung wird vertagt, bis das Wortprotokoll vorliegt und ausgewertet werden kann.

Punkt 3 der Tagesordnung

Besprechung gemäß § 21 Abs. 3 GO Abghs **0130**
Umgang mit den Nachlässen von Künstlerinnen und
Künstlern
(auf Antrag der Fraktion Die Linke)

Siehe Inhaltsprotokoll.

Punkt 4 der Tagesordnung

Verschiedenes

Siehe Beschlussprotokoll.